

DER BAUFORSCHER
ARNOLD TSCHIRA
1910 – 1969

Johann Josef Böker | Karlfriedrich Ohr (Hrsg.)

DER BAUFORSCHER ARNOLD TSCHIRA (1910 – 1969)

Gedenkschrift seiner Schüler zum 100. Geburtstag

Institut Kunst- und Baugeschichte, Fachgebiet Baugeschichte
Karlsruher Institut für Technologie (KIT)

Eine Übersicht aller bisher in dieser Schriftenreihe erschienenen
Bände finden Sie am Ende des Buches.

DER BAUFORSCHER
ARNOLD TSCHIRA
1910 – 1969

Gedenkschrift seiner Schüler zum 100. Geburtstag

Herausgegeben von Johann Josef Böker und Karlfriedrich Ohr
Institut Kunst- und Baugeschichte, Fachgebiet Baugeschichte
des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT)

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der
Klaus Tschira Stiftung gGmbH Heidelberg

Redaktion: Karlfriedrich Ohr
Gestaltung und Layout: Elena Lenz

Impressum



Karlsruher Institut für Technologie (KIT)
KIT Scientific Publishing
Straße am Forum 2
D-76131 Karlsruhe

KIT Scientific Publishing is a registered trademark of Karlsruhe
Institute of Technology. Reprint using the book cover is not allowed.

www.ksp.kit.edu



*This document – excluding the cover, pictures and graphs – is licensed
under the Creative Commons Attribution-Share Alike 4.0 International License
(CC BY-SA 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en>*



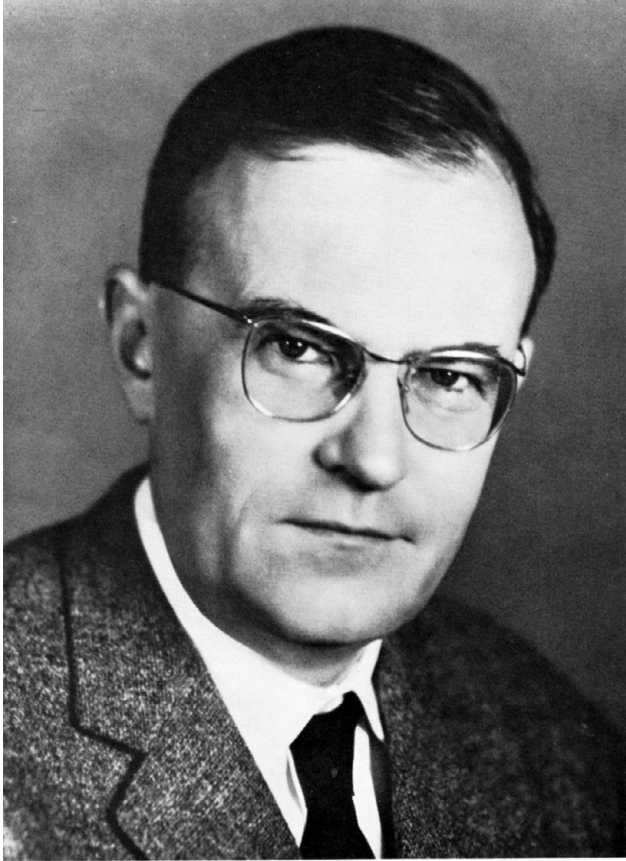
*The cover page is licensed under the Creative Commons
Attribution-No Derivatives 4.0 International License (CC BY-ND 4.0):
<https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/deed.en>*

Print on Demand 2017 – Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

ISBN 978-3-7315-0656-0
DOI 10.5445/KSP/1000068771

Inhalt

Vorwort	7
Der Bauforscher Arnold Tschira	
Adolf Hoffmann und Karlfriedrich Ohr	9
Arnold Tschiras Anteil an den Untersuchungen der spätantiken Zentralbauten	
Jürgen J. Rasch	33
Arnold Tschiras Beitrag zur Mittelalter-Archäologie	
Peter Marzolff	43
Der sogenannte Tulla-Plan zur Vergrößerung der Stadt Karlsruhe	
Gottfried Leiber	55
Zu Tschiras Lehre aus studentischer Sicht	
Immo Boyken	67
Personenregister	77
Ortsregister	81
Autoren und Herausgeber	85



A. T. Ahim.

Vorwort

Johann Josef Böker

Als Arnold Tschira, noch nicht sechzigjährig, am 9. März 1969 verstarb, wurde er aus einer Forschungs- und Lehrtätigkeit herausgerissen, die verschiedenste Bereiche der Architekturgeschichte umfasste. 1937 hatte er bei Karl Wulzinger in Karlsruhe über das Thema „Orangerie und Glashauser. Geschichte der Pflanzhäuser im 17. und 18. Jh.“ promoviert, um sich ab 1938, mit einem Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI) versehen, in Griechenland und Italien, und namentlich als Grabungsarchitekt auf der Akropolis, eine genaue Kenntnis der antiken Monumente aneignen zu können. Während seiner Tätigkeit für das DAI in Rom begründete Tschira zusammen mit Friedrich W. Deichmann und Michael Stettler 1939 das Forschungsprojekt „Spätantike Zentralbauten in Rom und Latium“, dessen erste Bände dann erst nach seinem Tode erscheinen sollten.

Als Karl Wulzinger, gleichfalls nur 62jährig, 1948 unerwartet verstorben war, wurde Tschira als sein Nachfolger berufen. Schon Wulzinger hatte sich 1928 in seiner Rektoratsrede für die Bedeutung von „Baugeschichte in Lehre und Forschung“ eingesetzt, und so wurde es für Tschira eine Verpflichtung, die baugeschichtliche und bauarchäologische Richtung fortzusetzen. Seine eigenen Worte, verfasst 1950 zum Zeitpunkt seiner Berufung als Professor für das Fach Baugeschichte, beschreiben am deutlichsten, welche Bedeutung er

diesem in der Architekturausbildung zuwies: *„Aufgabe des Lehrstuhls für Baugeschichte ist es, den werdenden Architekten die großen Zusammenhänge zwischen den Denkformen und dem architektonischen Schaffen einer Epoche zu vermitteln. Die Fragestellung geht dabei nicht so sehr nach der jeweiligen Einzelform, wie nach dem Wesen der Architektur schlechthin, wie es sich in der heute möglichen Überschau über weite Zeiträume immer wieder offenbart. Die Formung der Lebensabläufe durch die Architektur steht dabei im Vordergrund. Die großen Kategorien Körper und Raum in ihrem Verhältnis zur Struktur und Form bestimmen die Betrachtungsweise. Daneben sind es Aufgaben der praktischen Denkmalpflege und Fragen der baugeschichtlichen Forschungsmethode, welche das Gebiet des Lehrstuhls ausmachen. Besonderer Wert soll auf die Erforschung und Kenntnis der Baudenkmäler des oberrheinischen Gebietes im weiteren Sinne gelegt werden.“* (Die Technische Hochschule Fridericiana Karlsruhe. Festschrift zur 125-Jahrfeier. Karlsruhe, 1950, S. 176.)

Entsprechend war es am Ende nur konsequent, dass Tschira mit seiner Ernennung zugleich auch die Verselbständigung des Faches Baugeschichte von der Kunstgeschichte betrieb, die bis dahin unter Alfred Woltmann, Wilhelm Lübke und Adolf von Oechelhäuser immer als eine methodologische Einheit gelehrt worden war, aber schon unter Wulzinger eine Selbständigkeit erlangt hatte. 1955 wurde dann die Umwandlung in ein reines Institut für Baugeschichte und drei Jahre später ent-

sprechend die Schaffung eines eigenen Kunsthistorischen Instituts vollzogen. Obgleich das Fach Architekturgeschichte an der Technischen Hochschule bereits über eine fast einhundertjährige Tradition verfügte, kann Arnold Tschira damit als der eigentliche Begründer der baugeschichtlichen Instituts gelten.

Wie vor ihm bei Wulzinger, so lag auch bei Tschira das große Interesse auf der Antiken-Forschung, die damit eine wichtige Ausrichtung seines Instituts begründete. Die Untersuchungen am Parthenon hatte er nach kriegsbedingter Unterbrechung fortsetzen können, ohne sie aber noch zu Lebzeiten zum Abschluss zu bringen. In Pompeji war es die Untersuchung der Casa del Fauno gewesen, die ihn lange Zeit beschäftigt hatte. In Übereinstimmung mit seinem 1950 geschriebenen Programm aber war es vor allem auch die mittelalterliche Baukunst des Oberrheins, die ihn nicht nur in seinen Lehrveranstaltungen beschäftigte, sondern auch in seinen Publikationen wie denen zum Freiburger Münster, zur Klosterkirche St. Cyriakus in Sulzburg und zur Stadtkirche in Ettlingen. Seine letzten Lebensjahre galten der Wiederherstellung der Abteikirche in Schwarzach, bei der es wesentlich um die Wiedererschaffung eines romanischen Kirchenbaus aus der Überformung des Späthistorismus ging. Mit seinem gleichmäßigen Interesse für die antike, die mittelalterliche und die neuzeitliche Baukunst kann Tschira damit als der eigentliche Begründer des Karlsruher Instituts für Baugeschichte (KIB) im engeren Sinne gelten. Ein besonderes Anliegen war dabei für Tschira die Vermittlung architekturgeschichtlicher Kenntnisse an eine größere, fachübergreifende Öffentlichkeit im Rahmen des „Studium Generale“, wobei es gerade die landeskundlichen Themen wa-

ren, die sich dazu eigneten, ein Interesse an der gebauten Umwelt zu wecken.

Anlässlich seines einhundertsten Geburtstages am 17. Oktober 2010 wurde von seinen ehemaligen Mitarbeitern ein wissenschaftliches Kolloquium über das Leben und die Forschungstätigkeit von Arnold Tschira veranstaltet, in denen die verschiedenen Aspekte seiner Forschertätigkeit zur römischen Architektur, zu den spätantiken Rundbauten, zur Mittelalterarchäologie und zur Stadtplanung Karlsruhes thematisiert wurden. Mit den nun vorliegenden Referaten des Kolloquiums liegt damit ein wichtiges Dokument der Geschichte des Instituts vor, das seine Ausrichtung und sein wissenschaftliches Profil Arnold Tschira verdankt.

Danken möchte ich an dieser Stelle den früheren Mitarbeitern Arnold Tschiras, deren Engagement sowohl die Tagung wie auch die jetzige Publikation der Tagungsbeiträge, und damit zugleich die Dokumentation dieses wichtigen Abschnitts der Institutsgeschichte, ermöglicht hat. Als Gast der Tagung hatte auch der Mitbegründer des Softwareunternehmens SAP Klaus Tschira teilgenommen – ein Neffe Arnold Tschiras – der durch seinen plötzlichen Tod das Erscheinen des vorliegenden Bandes nicht mehr erleben konnte. Ein besonderer Dank gilt daher der Klaus-Tschira-Stiftung in Heidelberg, die in großzügiger Weise die Veröffentlichung dieses Bandes finanziert hat. Wie schon beim Band der „Wirtschaftsbauten der Antike“ hat Elena Lenz auch diesmal die Herstellung der Druckfassung übernommen. Ihr, wie auch der Lektorin des KIT-Verlags, Brigitte Maier, und ihren Mitarbeitern gilt daher der Dank für das Zustandekommen der Druckfassung des Bandes in der vorliegenden Form.

Der Bauforscher Arnold Tschira¹

Adolf Hoffmann und Karlfriedrich Ohr

Mit fünf wissenschaftlichen Assistenten ist beim plötzlichen Tod Arnold Tschiras am 9. März 1969 der Lehrstuhl für Baugeschichte am gleichnamigen Institut erstaunlicherweise der größte in der Karlsruher Fakultät für Architektur gewesen² – erstaunlich nicht zuletzt deshalb, weil Baugeschichte als Pflichtfach der Unterstufen- wie der Oberstufenausbildung nach Meinung von Anhängern der gerade aufkommenden 68er-Bewegung unter den Studenten als alter Zopf hätte abgeschafft werden sollen. Es ist sicher nicht falsch, in der außergewöhnlichen Stellenausstattung des Lehrstuhls für Baugeschichte, die freilich eine vorübergehende Ausnahme darstellte, ein Zeichen der Wertschätzung der Fakultät für den Lehrer und Forscher Arnold Tschira zu sehen. Die fünfte Assistentenstelle war aus Rücksicht auf die angeschlagene Gesundheit Tschiras projektgebunden für die restliche Dauer der Restaurierungsarbeiten an der romanischen

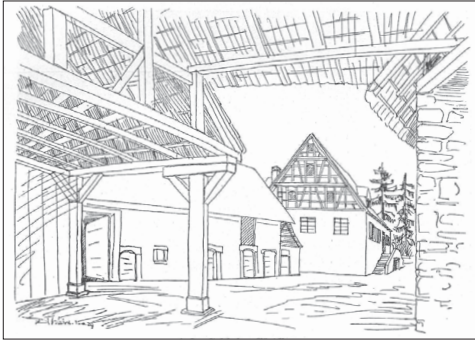


1 Blick aus dem Theseion, Athen, rückseitig datiert und signiert: „Athen Theseion 24/25. V. 42. Tsch“ - Karton, Bleistift, Wasserfarben, Privatbesitz.

¹ Bei durchaus unterschiedlicher Sichtweise sind die einmal eher auf persönlicher Erfahrung fußenden, einmal eher wissenschaftspolitisch orientierten, ursprünglich unabhängig konzipierten und vorgetragenen Beiträge der beiden Autoren wegen enger Verwandtschaft und sich unmittelbar ergänzender Aussagen hier zu einem gemeinsamen Text zusammengefasst worden, wobei auch die inhaltliche Verantwortung gemeinsam übernommen wird.

Wesentliche Grundlage des folgenden Beitrags bilden das Porträt Tschiras von K. Böhner, Arnold Tschira 1910-1969, in: R. Lullies - W. Schiering (Hrsg.), Archäologenbildnisse. Porträts und Kurzbiographien von Klassischen Archäologen deutscher Sprache (1988), S. 309-310 und die beiden Nachrufe von K. Böhner, Zum Gedenken an Arnold Tschira, JbZ-MusMainz 16, 1969 VII ff. und von W. Schirmer - J. Göricke, Arnold Tschira, in: Fridericana. Zeitschrift der Universität Karlsruhe, 18, 1975, S. 135-141 sowie Materialien (Personalunterlagen, darunter ein von Tschira selbst verfasster Lebenslauf, Protokolle und Schriftwechsel) im Archiv des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI) in Berlin. - K. Ohr, Tschira, Wilhelm *Arnold*, Bauhistoriker, in: Baden-Württembergische Biographien Bd. II, Stuttgart 1999, S. 459-462.

² Tschiras letzte Generation wissenschaftlicher Assistenten: Stefan Sinos, Karlfriedrich Ohr, Gernot Vilmar, Horst Raabe, Joachim Göricke.



2 Der Salzhof in Gündlingen, Zeichnung: A. Tschira.

Abteikirche Schwarzach bei Bühl bewilligt worden, mit der Tschira 1964 von der Staatlichen Hochbauverwaltung beauftragt worden war. Das Unternehmen Schwarzach, das eine umfassende Bestandsaufnahme, ausgedehnte Ausgrabungen innerhalb und außerhalb der Kirche, rekonstruierende Umbaumaßnahmen, restauratorische Arbeiten und die Neugestaltung der Innenausstattung umfasste, hat das Institut und seinen Leiter Arnold Tschira neben den laufenden Lehrverpflichtungen und anderen Forschungsarbeiten fünf Jahre lang in Anspruch genommen. Tschira hat während dieser Zeit nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch vor seinen Kollegen und vor Studenten immer wieder über den Stand der Arbeiten ausführlich berichtet. Heute können wir sagen: Diese Unternehmung Tschiras hat seinerzeit in der Denkmalpflege wegen der Komplexität der Maßnahmen als beispielhaft gegolten.

Wilhelm Arnold Tschira war am 17. Oktober 1910 als Sohn eines selbständigen Kaufmanns in Freiburg im Breisgau geboren worden und aufgewachsen. Er besuchte das altsprachliche Berthold-Gymnasium seiner Vaterstadt, das ihn mit dem Unterricht in Latein und Griechisch

geprägt hat. In der Rückschau erscheint es nicht verwunderlich, dass die Architektur der Griechen und Römer ihn auch als Hochschullehrer nicht mehr losgelassen hat. Schon als Gymnasiast hatte sich Arnold Tschira mit baugeschichtlichen Themen seiner engeren Heimat beschäftigt. So erschien 1929, am Ende seiner Schulzeit sein erster Aufsatz über „Wasserburgen im Breisgau“ in der Zeitschrift „Badische Heimat“ und machte die Begabungen des künftigen Bauforschers sichtbar (Abb. 2). Neben genauer Beobachtung und einer anschaulichen Beschreibung zeigte sich eine künstlerische Hand, die ihn zu einer klaren zeichnerischen Darstellung befähigt hat. Das Architekturstudium an der TH Karlsruhe, das er 1929 begann und nach vier Jahren abschloss, förderte sein Interesse an der Baugeschichte, wie eine ganze Reihe von Veröffentlichungen über Themen aus seiner badischen Heimat in jenen Jahren eindrücklich belegt.

Als seine Lehrer nennt Tschira Karl Wulzinger, Otto Ernst Schweizer, Otto Haupt, Hermann Billing, Max Laeuger, Karl Caesar und Gisbert von Teuffel. Mit Laeuger sah er sich durch seine alemannische Herkunft aus dem südlichen Schwarzwald verbunden. Nach dem Architekturstudium, das er im Schicksalsjahr 1933 mit der Diplomarbeit bei dem Städtebauer Otto Ernst Schweizer abschloss, studierte Tschira im WS 1933/34 Griechische Kunst bei dem Archäologen Hans Dragendorff in Freiburg. Anschließend ist er als Bauführer in Freiburger Architekturbüros tätig gewesen. 1935 kehrte Tschira als wissenschaftlicher Assistent seines Lehrers für Kunst- und Baugeschichte Karl Wulzinger an die TH Karlsruhe zurück, um zu promovieren. In dieser Zeit lernte er bei archäologischen Untersuchungen römischer Mauerreste

in Ettlingen Technik und Dokumentation von Ausgrabungen kennen (Abb. 3). Bereits zwei Jahre später konnte er seine Dissertation über „Orangerie und Glashaus. Geschichte der Pflanzhäuser im 17. und 18. Jh.“ vorlegen, die 1939 als grundlegende Darstellung dieses Bautyps unter dem Titel „Orangerien und Gewächshäuser“ in Buchform erschien.

Tschira erlebte in vielfacher Hinsicht Umbruchzeiten sowohl im Hinblick auf die politischen und sozialen Verhältnisse, als auch was sein Lehrfach Baugeschichte und ebenso seinen Forschungsschwerpunkt, die Bauforschung, betraf. Ganz entscheidend war sein Lebensweg durch die allgemeinen Ereignisse der Weltpolitik ebenso wie diejenigen einer sich wandelnden Kulturpolitik geprägt. Nach dem Tod von Josef Durm 1919, der an der TH in Karlsruhe einen Lehrstuhl für das Entwerfen in klassischen Formen innegehabt hatte, während seine Kollegen Karl Schäfer und Friedrich Ostendorf unter ähnlichen Bedingungen die altdeutschen und die barocken Bauformen vertraten³, war um die Neubesetzung des Durmschen Lehrstuhls in Karlsruhe eine heftige Debatte geführt worden. In den polytechnischen Traditionen des 19. Jhs. fußend, war der gleichzeitig als Leiter der Großherzoglich-badischen Bauverwaltung höchst erfolgreiche Architekt Josef Durm auch mit seinen monumentalen enzyklopädischen Publikationen zur europäischen Baugeschichte berühmt geworden, doch war seine Person



3 Der wissenschaftliche Assistent Arnold Tschira bei Ausgrabungen in Ettlingen bei Karlsruhe, 1935.

allzu eng mit der mittlerweile verpönten Architektur des Historismus verknüpft; durch den gesuchten Nachfolger sollte sein Lehrstuhl eine deutlich neue, zeitgemäße Ausrichtung erhalten. Mit der von Theodor Wiegand empfohlenen und 1920 erfolgten Berufung von Karl Wulzinger⁴, den eine dezidierte Begeisterung für den Orient auszeichnete und der sich als Mitglied des Deutsch-Türkischen Denkmalschutzkommandos und Fachmann für byzantinische und islamische Architektur einen Namen gemacht hatte⁵, übernahm ein engagier-

3 A. Hoffmann dankt K. Ohr für wichtige Korrekturen und Hinweise zu diesem und auch folgenden Textabschnitten.

4 Zur Förderung Wulzingers durch Wiegand s. P. I. Schneider, Fritz Krischen (1881-1949), in: G. Brands - M. Maischberger (Hrsg.), Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus 2 (Rahden/Westf.: Leidorf 2016), S. 139-140 mit den Anm. 55, 57.

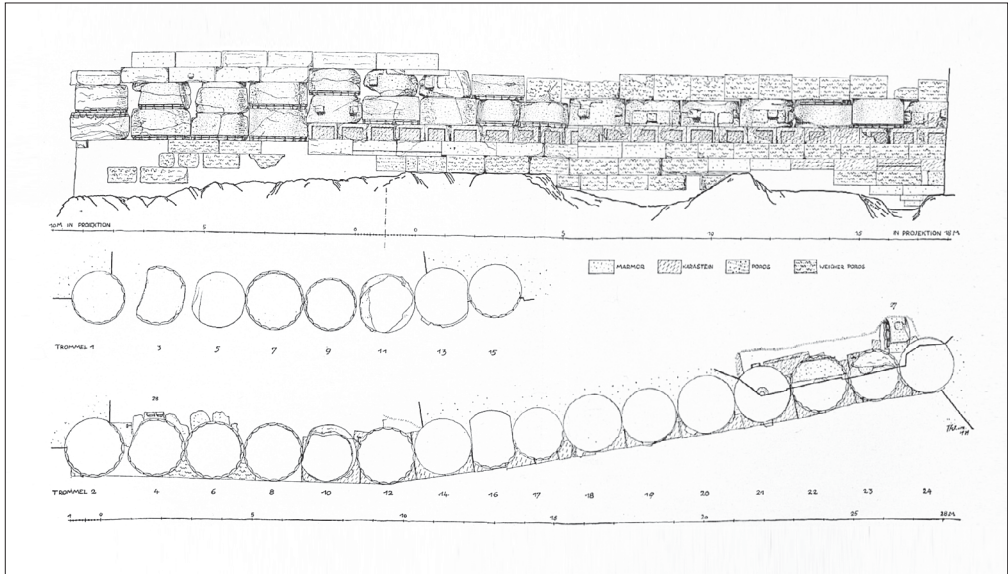
5 s. D. Sack – W. Schirmer, Erinnerungen an Karl Wulzinger, *IstMitt* 39, 1989, S. 463-481.

ter und qualifizierter Bauforscher Durms Karlsruher Entwurfs-Lehrstuhl mit jetzt rein baugeschichtlichen Schwerpunkten. Vor allem mit seinen Vorlesungen setzte Wulzinger neue, eindeutige Akzente, aber die gewandelte Ausrichtung des Lehrstuhls spiegelt sich auch in der Ernennung seiner Assistenten wider: Nach dem Architekten und späteren Denkmalpfleger Emil Lacroix holte Karl Wulzinger 1935 den Architekten Arnold Tschira an seinen Lehrstuhl. Für Tschira eröffneten sich in der Nähe des welterfahrenen Wulzinger neue Felder der Bauforschung und neue Arbeitsperspektiven. Wulzinger seinerseits lernte Tschira offenbar hoch zu schätzen und da er in der Altertumswissenschaft gut vernetzt war, vermittelte er Tschira 1938 über den Bauforscher Armin von Gerkan die Möglichkeit, als Architekt dem Archäologen Walther Kolbe bei seinen Grabungen auf der Athener Akropolis zu assistieren. Nahezu gleichzeitig erhielt Tschira eine Anfrage vom Präsidenten des Deutschen Archäologischen Instituts, Martin Schede⁶, ob er sich eine Mitarbeit bei der Erforschung der Casa del Fauno in Pompeji vorstellen könne, einem Forschungsprojekt, das in eine Sackgasse geraten war und dringend neuen Schwung benötigte. Binnen kurzem entwickelte sich Tschira zu einem umworbene Senkrechtstarter der Bauforschung; in den Jahren 1938 und 1939 überschlugen sich die Ereignisse geradezu: Seine Tätigkeit in Athen fand größte Anerkennung sowohl bei Kolbe als auch bei von Gerkan, der – eine Generation älter als Tschira und längst der führende Kopf seines Faches – bald Tschiras eigentlicher Mentor und wohl auch ein väterlicher Freund geworden ist, dessen ganz auf die wissenschaftli-

che Tätigkeit konzentrierte Persönlichkeit und Neigung zu unnachsichtiger Kritik ihn ebenso anzogen wie seine asketische Haltung und Disziplin. Von Gerkan öffnete ihm das weite Feld der Bauforschung an den eindrucksvollen Baudenkmalern der römischen und der griechischen Antike, die in Tschiras künftiger Tätigkeit einen besonderen Platz einnehmen sollten. Aus der täglichen Nähe zu von Gerkan erwuchs schließlich eine lebenslange Zuneigung, die beiden über die wachsenden Nöte der Zeit hinweghalf.

Kolbe, Tschiras Auftraggeber auf der Akropolis, beschäftigte sich mit Datierungsfragen zu den Fundamenten des „Vorparthenon“, einem umstrittenen Problem der Athener Baugeschichte im Zusammenhang mit der Zerstörung der Stadt durch die Perser 480 v. Chr., und führte Ausgrabungen u. a. in den hohen Auffüllschichten der Südseite durch. Tschira dokumentierte die Grabungsergebnisse und befasste sich nebenher mit einer berühmten Gruppe von Werkstücken in der Nordmauer der Akropolis. Eine hier vermutlich in Zweitverwendung verbaute Reihe von Säulentrommeln aus Marmor war auf Grund ihrer Beschädigungen allgemein als Elemente des durch einen Brand infolge des Persersturms zerstörten „Vorparthenon“ angesehen worden (Abb. 4). Tschira erkannte jedoch mit scharfer Beobachtungsgabe, dass die Beschädigungen an den Trommeln nicht durch Brandeinwirkung verursacht worden waren, sondern dass es sich um bloße Verwitterungsspuren handele und folgerte, dass die Bauteile möglicherweise auf Grund von Materialfehlern verworfen worden sein müssten, jedenfalls kein Argument für einen Brand des „Vorparthenon“ liefern könnten. Zunächst in einem schriftlichen Bericht fasste er schon 1938 seine Ergebnis-

⁶ Brief Schedes vom 02.08.1939.



4 Athen, Akropolis, Nordmauer, Bauaufnahme im Maßstab 1:250, Zeichnung A. Tschira.

se zusammen und publizierte sie zwei Jahre später, 1940 im Jahrbuch des DAI⁷ als erstes Zeugnis seiner Beschäftigung mit der antiken Architektur. Während diese mit wunderbar anschaulichen Bauaufnahmezeichnungen illustrierten Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen Wert und Gültigkeit bewahrt haben, sind die aus der Zusammenarbeit mit Kolbe in den dreißiger Jahren hervorgegangenen, mit großer Verzögerung erst nach seinem Tod durch Stefan Sinos 1972 wiederum im Jahrbuch des Instituts herausgegebenen Untersuchungsergebnisse Tschiras zu den Bauphasen und

Datierungsfragen der Vorgängerbauten des Parthenon⁸, einem außerordentlich intensiv diskutierten Forschungsthema, vor allem durch die Arbeit von Astrid Lindenlauf auf neue Grundlagen gestellt worden⁹ und müssen als überholt gelten. Nach dem Urteil von Manolis Korres sind Unzulänglichkeiten der Schlussfolgerungen Tschiras darin begründet, dass *der Architekt zu sehr den Vorgaben des Archäologen (W. Kolbe) gefolgt und nicht zu eigenen Schlüssen gekommen* sei¹⁰.

1938 bewarb Tschira sich um das Reisestipendium des DAI, das ihn ab Herbst desselben Jahres nach Rom und Athen führte

7 A. Tschira, Die unfertigen Säulentrommeln auf der Akropolis von Athen, JdI 55, 1940, S. 242-261.

8 A. Tschira, Untersuchungen im Süden des Parthenon (herausgegeben von St. Sinos), JdI 87, 1972, S. 158-231. Dieser Publikation war 1965 bereits ein kürzerer Aufsatz im Archäologischen Anzeiger vorausgegangen, nachdem 1960 unter Mitarbeit von Friedrich Rakob Nachuntersuchungen auf der Akropolis stattgefunden hatten: A. Tschira, Eine Tastung in der Cella des Parthenon, AA 1965, S. 401-428.

9 s. A. Lindenlauf, Der Perserschutt der Athener Akropolis, in: W. Hoepfner (Hrsg.), Kult und Kultbauten auf der Akropolis, Internationales Symposium vom 7. bis 9. Juli 1995 in Berlin (1997), S. 46-115.

10 Mündliche Auskunft von M. Korres im September 2010.

und das für seinen weiteren Werdegang entscheidend werden sollte; ganz in der Tradition des 19. Jahrhunderts wurde es für den jungen Bauforscher zum prägenden Bildungserlebnis. Kolbe hatte hierfür wichtige Weichen gestellt, indem er in seinem Gutachten Tschiras¹¹ ... *unermüdliche Sorgfalt, hervorragende Beobachtungsgabe, sein ruhig abwägendes Urteil ... rühmte und weiter konstatierte Kolbe: In ihm reift ein Talent, das die Gewähr dafür gibt, daß die durch W. Dörpfeld begründete Tradition der Bauforschung in würdiger Weise fortgesetzt wird.*

Voll des Lobes war auch von Gerkan, der seit 1924 Zweiter Direktor der Abteilung Rom des DAI war, 1936 zum Ersten Direktor der Abteilung Athen gewählt wurde, die Stelle aber aus politischen Gründen nicht antreten konnte und stattdessen 1938 denselben Posten in Rom übernahm. Er verfolgte Tschiras Tätigkeiten zunächst in Athen¹², bald darauf aber auch in Italien mit größter Aufmerksamkeit. Denn nach Abschluss seiner Athener Arbeiten reiste Tschira im Rahmen des verliehenen Reisestipendiums nach Italien.

1939 beschrieb von Gerkan Tschira in einem Brief an den DAI-Präsidenten, Martin Schede¹³, der an dieser Stelle etwas ausführlicher zitiert sei, weil er nicht nur im Hinblick auf Tschira höchst aufschlussreich ist, sondern auch mit der heutigen Situation durchaus vergleichbare Auskunft zum Bauforschernachwuchs jener Zeit liefert: *Etwa mit Beginn des Jahres 1938 war ich auf Veranlassung von Herrn Professor Kolbe, ..., bedacht, ihm einen brauchbaren Architekten für seine geplanten Forschungen auf der Akropolis*

von Athen zu finden, ... Auf Empfehlung von Herrn Prof. Wulzinger, ..., schlug ich ihm Herrn Dr.-Ing. Arnold Tschira vor, und Kolbe war einverstanden, nachdem er ihn kennen gelernt hatte, wenn auch nicht ohne Bedenken: in den Kreisen der Altertumforschung hält sich noch vielfach die Anschauung, als vermittele das Studium an einer Technischen Hochschule auch heute noch ins Einzelne gehende Kenntnisse der Baukunst im Altertum. Davon muß allerdings abgesehen werden, sondern man muß sich schon zufrieden geben, wenn der Architekt für seine zukünftige Arbeit (in der Bauforschung) ein wirkliches Interesse zeigt, wovon auch ich mich im ersten Schriftwechsel überzeugen konnte, und dazu trat als heute seltene Ausnahme bei Dr. Tschira das Abiturium an einem klassischen Gymnasium, das ihm eine allgemeine Vertrautheit mit dem Altertum vermittelt hatte. Da er bereit war, die klassische Bauforschung als Beruf auszuüben, konnte auch ich ihn mit gutem Gewissen für die Verleihung des Reisestipendiums im Jahre 1938 vorschlagen, das er zu meiner Freude auch erhielt.

Ich hatte drei Mal Gelegenheit, ihn bei wissenschaftlicher Arbeit zu beobachten.

Das erste Mal nur ganz kurz in Athen selbst auf der Akropolis. Ich sah dort die vorzüglichen Aufnahmezeichnungen von den Grabungen und konnte sie an den noch offenen Stellen mit dem Bestand vergleichen, den er mir durchaus solide erklärte. Doch noch wichtiger war, daß er sich in die Akropolisprobleme mit Unterstützung von Kolbe gut eingearbeitet hatte und auch sonst in Athen Bescheid wußte: für die verhältnismäßig kurze Zeit eine hervorragende Leistung, denn es muß in Betracht gezogen werden, daß seine freie Zeit beschränkt war und daß ihm da jede Anleitung fehlte. Auch Kolbe hatte keine Bedenken mehr und

11 Gutachten W. Kolbes zu dem von A. Tschira 1938 eingereichten Stipendienantrag.

12 Brief A. von Gerkans an den DAI-Präsidenten M. Schede vom 11.04. und Brief M. Schedes vom 01.07.1939.

13 Zitat aus v. Gerkans Brief vom 11.04.1939.

will ihn gerne bei seinen Arbeiten in den künftigen Jahren verwenden. ...

Die zweite Gelegenheit war sein langer Aufenthalt in Rom von Mitte November 1938 bis Mitte März 1939. Dr. Tschira hat an allen meinen Führungen teilgenommen, hat die Stellen in der Regel bereits vorher besucht gehabt und zeigte in allen Einzelheiten volles Verständnis und Interesse. Mit anderen jüngeren Forschern hat er verschiedene Fragen verfolgt und bearbeitet, wobei stets eine vorzügliche kameradschaftliche Haltung in Erscheinung trat, so daß ich mit Befriedigung festzustellen vermag, daß der römische Aufenthalt für ihn erfolgreich war und daß ich meinen diesjährigen Führungszyklus allein seinetwegen für gerechtfertigt halte. ...

Das dritte Mal war mein 11-tägiger Aufenthalt in Pompeji mit Herrn Professor Dr. E. Pernice, Es kam darauf an, ihn für die Weiterführung der Veröffentlichung der Casa del Fauno im Rahmen der Pompejiunternehmung vorzubereiten ... es war dabei erforderlich, ihm einen möglichst allseitigen Überblick über die antike Kultur Pompejis und im besonderen von der Bauweise dieser Gegend zu vermitteln. Auch dieses Ziel wurde voll erreicht, und wir beiden Älteren konnten sehen, wie leicht er sich einarbeitete, auch bis zu selbständigen Beobachtungen. Davon entfallen einige von besonderem Wert auf die Casa del Fauno selbst, und zwar sicher solche, die den Bearbeitern bisher entgangen waren....usw.

Von Gerkan schrieb diese Lobeshymne zur Unterstützung eines Antrags Tschiras auf ein zweites Reisestipendium, der 1939 zwar abgelehnt, aber nach Wiederholung des Antrags 1940 tatsächlich genehmigt wurde¹⁴ – eine durchaus seltene Entscheidung, in der sich eine besondere Wertschätzung Tschiras widerspiegelt. Interessant erscheint bei der Beurteilung Tschiras ein Brief des DAI-Präsidenten Schede¹⁵, in dem dieser ihm *eisernen Fleiss* und *gute Beobachtungsgabe*, bescheinigt, gefolgt von der Feststellung, er sei ein *stillere, etwas verschlossener Mensch* – eines der seltenen und bis in seine späten Jahre gültigen Zeugnisse zu Tschiras Persönlichkeit.

Der junge Bauforscher Tschira wurde zunächst nicht zum Wehrdienst eingezogen, als während seines Aufenthaltes in Rom der schon ein Jahr zuvor befürchtete Zweite Weltkrieg ausbrach. Im Deutschen Archäologischen Institut in Rom traf Tschira im Herbst 1938 auf zwei junge Wissenschaftler seiner Altersstufe, die dem neuen Hausgenossen mit gewissem Misstrauen entgegensahen. Denn von Tschira hieß es, er sei Mitglied der SS. Der ältere der beiden war der am Institut tätige Kunsthistoriker der Fachrichtung Christliche Archäologie Friedrich Wilhelm Deichmann¹⁶; der Jüngere, Michael Stettler¹⁷, wie Tschira

¹⁴ Tschira war 1938/39 und dann 1940/41 u. a. zusammen mit Walter Hatto Gross und Heinz Luschey zweimal Reisestipendiat des DAI; die erste Reise war dem *Studium früher Wölbkonstruktionen der Antike*, die zweite, die ungewöhnlicher Weise als *besondere Auszeichnung ... seiner vorgelegten hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen* gewährt wurde, war der *Ausweitung der Monumentenkenntnis* gewidmet.

¹⁵ Zitate aus Schedes Brief vom 01.07.1939.

¹⁶ Friedrich Wilhelm Deichmann hatte Verbindung zum Kreis des Hitler-Attentäters vom 20. Juli 1944 Klaus Graf von Stauffenberg. Er soll in einer Nach-Hitler-Regierung für eine Verwendung im Auswärtigen Amt vorgesehen gewesen sein. Einer Verfolgung sei er nur entgangen, weil er zum Zeitpunkt des Attentats ahnungslos in einem Zug von Berlin nach Rom gesessen habe und nach der Ankunft, mit der Nachricht über das Attentat konfrontiert, sofort untergetaucht sei.

¹⁷ Michael Stettler hat wie die Brüder von Stauffenberg und der in die Schweiz emigrierte Archäologe Karl Scheffold dem George-Kreis angehört.

Architekt, war Schweizer Stipendiat der ETH Zürich und wohnte als Gast im Institut. Stettler ist damals mit seiner Dissertation über einen frühchristlichen Zentralbau in Nocera Superiore in Kampanien befasst gewesen. Wie beide Anfang der 1960er Jahre übereinstimmend berichteten¹⁸, habe sich ihre Sorge, nun „einen strammen Nazi“ als Hausgenossen ertragen zu müssen, rasch als unbegründet herausgestellt. Mit Tschira habe sie alsbald ein vertrauensvolles Verhältnis verbunden, das alle Fährnisse der Zeit überdauern und in eine lebenslange Freundschaft münden sollte. Die jungen Forscher Deichmann, Stettler und Tschira, verabredeten im Jahre 1939 gemeinsam die außerordentlich interessante und bis dahin kaum erforschte Architektur spätantiker Zentralbauten in Rom und Latium zu untersuchen¹⁹. Es war der Beginn eines Unternehmens, das Jahrzehnte später zum großartigen Lebenswerk von Jürgen Rasch werden sollte.

Die Mitgliedschaft Tschiras in der SS endete nach den Daten seiner Personalakte im Archiv der Universität Karlsruhe (heute KIT) einen Monat vor Antritt seines Reisestipendiums des DAI am 1. Sept. 1938. Dies hängt offenbar damit zusammen, dass Auslandsreisen und gar ein dauernder Aufenthalt im Ausland nach den Vorgaben der SS der Genehmigung bedurften. In der Folge hat Tschira nach seinen eigenen Angaben bis zum Kriegsende keinen Kontakt mehr zur SS gehabt. Dennoch sollte ihn der Schatten dieser Mitgliedschaft auch nach dem Krieg weiter begleiten. Als 1967 die Neuwahl des

Ersten Direktors des DAI in Athen anstand, glaubten seine Assistenten, dass Arnold Tschira große Erfolgsaussichten haben würde, wenn er sich zur Wahl stellte. Zu ihrer Überraschung erklärte er damals jedoch, dass es für ihn wegen seiner einstigen Mitgliedschaft in der SS nicht infrage komme zu kandidieren. So habe er schon früher eine Kandidatur für die Wahl zum Hochschulrektor abgelehnt, um nicht die Gefahr einer Schädigung des Ansehens der TH Karlsruhe heraufzubeschwören²⁰. Tschira erzählte in diesem Zusammenhang, Mitglied der SS sei er 1933 als Angehöriger einer Karlsruher Studentenverbindung geworden, die, um ihrer Zwangsauflösung zu entgehen, geschlossen in die SS übergetreten sei. Auf gleiche Weise sei damals sein Bruder, der in Freiburg Medizin studierte, über seine dortige Studentenverbindung Mitglied der SA geworden. Zu ihrer Überraschung seien sie in der Nacht des Röhm-Putsches Ende Juni 1934 in Freiburg gegeneinander in Alarmbereitschaft versetzt worden. In der Folge hätten sie beide sich innerlich von ihren NS-Formationen verabschiedet, einen Austritt hätten sie freilich nicht wagen können.

Wenn man in Kenntnis dieser Äußerungen eines Tages im Jahr 2005 überraschend mit einer Ausstellung in der Vorhalle des Eiermann-Hörsaales im sog. Aulabau der Universität Karlsruhe konfrontiert wurde, in der der Assistent Arnold Tschira mit einer großformatigen Kopie seines beim Dienstantritt im Jahre 1935 ausgefüllten Personalbogens samt Paßbild und wohl eigenhändigem Eintrag seiner SS-Mitgliedschaft kommentarlos

18 Die folgenden Angaben gehen auf Gespräche mit K. Ohr zurück.

19 Vgl. den Beitrag von Jürgen Rasch.

20 Umso größer war Tschiras Betroffenheit, als seinerzeit ein ehemaliges Mitglied der SS zum Ersten Direktor der Abteilung Athen gewählt wurde.

als Beispiel eines Kunstgeschichtslehrers im Dritten Reich an der TH Karlsruhe vorgestellt wurde, dann konnte man über die Leichtfertigkeit im Umgang mit einem solchen Dokument nur staunen²¹.

Von all diesem abgesehen trugen Tschiras Arbeiten in Athen und Pompeji weitere reiche Früchte; denn parallel zu der genannten Publikation seiner Beobachtungen zu den Säulentrommeln in der Akropolis-Nordmauer veröffentlichte er schon in den ersten Kriegsjahren 1940 einen Aufsatz zu Fragen der hellenistisch-römischen Architektur und zwar in den Römischen Mitteilungen des DAI den Beitrag zu späthellenistischen Fußböden in Pompeji²². Dabei stellt er eindrucksvoll seine Fähigkeit unter Beweis, sich ebenso kenntnisreich und kritisch mit den antiken Schriftquellen wie mit den von seiner eigenen abweichenden Forschungsmeinungen auseinandersetzen

zu können. Ausgangspunkt war die schon erwähnte Beschäftigung mit der Casa del Fauno, besonders mit ihren vielgestaltigen Fußböden und dort wiederum mit den zugehörigen Datierungsfragen. Sehr scharfsinnig analysiert er zunächst die verschiedenen Termini der unterschiedlichen Fußbodenarten, betrachtet diese dann mit breiter Denkmälerkenntnis in ihrem historischen Zusammenhang und kommt schließlich mit der Diskussion anderer Vorschläge zu einer durchaus wohlbegründeten, eigenen zeitlichen Zuordnung. Auf Grund der neuesten, jüngst publizierten Erkenntnisse aus den stratigraphischen Untersuchungen in der Casa del Fauno²³ müssen diese zwar relativiert werden, grundsätzlich aber behalten Tschiras Betrachtungen ihre Bedeutung.

Die Casa del Fauno mit ihrer Baugeschichte vom 2. Jh. v. Chr. bis zum Untergang Pompejis rund 200 Jahre später stand seit den

21 Vom Institut für Kunstgeschichte im Hause zusammengestellt, wurde diese Schau anschließend als Wanderausstellung in mehreren deutschen Universitäten gezeigt. – Vergl. dazu auch den Beitrag von Martin Papenbrock mit dem Titel „Der Lehrstuhl für Kunstgeschichte in Karlsruhe, ein Rückblick“ in „Kunst und Architektur in Karlsruhe“, erschienen 2006 im Universitätsverlag Karlsruhe, S. 179 – 187. Darin wird Arnold Tschira mit einer Portrait-Photographie aus der Zeit seiner Berufung auf den Lehrstuhl von K. Wulzinger 1950 in einem Halbsatz so vorgestellt: „...bevor es (das Institut) von seinem Schüler Arnold Tschira / Abb. 4, ebenfalls Architekt und Bauhistoriker, seit 1935 SS-Mitglied und nach dem Tod Wulzingers 1949 sein Nachfolger ...“ – Hier muss berichtet werden: Tschiras Mitgliedschaft in der SS begann 1933 mit der sog. Gleichschaltung der Studentenverbindungen im Dritten Reich und endete 1938; siehe oben. Der auch sonst außerordentlich tendenziöse Beitrag verschweigt, dass der hochangesehene Kunsthistoriker Marc Rosenberg seit 1887 in der Architekturabteilung der TH Karlsruhe einen Lehrauftrag für das Kunstgewerbe innehatte. Außerdem fehlt jeder Hinweis auf den Kunsthistoriker Franzsepp Würtenberger, den Arnold Tschira bereits 1951, ein Jahr nach der Übernahme des Lehrstuhls, in sein Institut holte und von der Fakultät mit einem Lehrauftrag für Kunstgeschichte verpflichtet ließ, den Würtenberger bis zu seiner Pensionierung 1971 innehatte, also auch noch nach der Berufung von Klaus Lankheit auf den neu eingerichteten Lehrstuhl für Kunstgeschichte. Die Einrichtung dieses Lehrstuhls hatte Arnold Tschira betrieben, weil er die Kunstgeschichte zum Kanon der unverzichtbaren Unterrichtsfächer für Architekturstudenten gezählt hat.

Dass die im Beitrag von M. Papenbrock hervorgehobene „Andere Kunstgeschichte“ im Gegensatz zu der Lehre der klassischen Kunstgeschichte in einer Architekturfakultät sicher nicht zu den notwendigen Grundlagen der Architekturausbildung gerechnet werden kann, sondern ihren Platz eher in einer Philosophischen Fakultät haben sollte, muss hier nicht weiter erörtert werden.

22 A. Tschira, *Pavimenta*, RM 55, 1940, S. 27-35.

23 A. Faber – A. Hoffmann, *Die Casa del Fauno in Pompeji (VI 12) 1. Bauhistorische Analyse. Die stratigraphischen Befunde und Funde der Ausgrabungen in den Jahren 1961 bis 1963 (Archäologische Forschungen 25, Wiesbaden 2009)*.

dreißiger Jahren bis zu seinem Tod 1969, also über Jahrzehnte hinweg im Zentrum des Forschungsinteresses Tschiras. Ihre Untersuchung von deutscher Seite aus war durch den Aachener Bauforscher René von Schöfer bereits vor dem Ersten Weltkrieg in Angriff genommen worden²⁴. Vereinzelt – freilich undokumentierte – Grabungsschnitte waren durchgeführt worden, eine Vielzahl von photographischen Aufnahmen sowie von Bauaufnahme- und Rekonstruktionsplänen lag vor, aber die Arbeiten waren wegen anderer Verpflichtungen von Schöpfers zum Stillstand gekommen. Ihre Veröffentlichung sollte im Rahmen der von Erich Pernice in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Archäologischen Institut konzipierten Publikationsserie „Hellenistische Kunst in Pompeji“ erfolgen, zu der neben kunsthistorischen Themen u. a. je ein Band von Heinrich Sulze zu den Stabianer Thermen und von Fritz Krischen zu den Stadtmauern gehörten. Das Institut und vor allem von Gerkan versuchten mit Nachdruck, das Casa del Fauno-Vorhaben voranzutreiben, und hatten dafür – wie erwähnt – 1938 Arnold Tschira gewonnen. Dieser größte, bestausgestattete und ohne Frage bedeutendste Stadtpalast Pompejis, der ungewöhnlich umfangreiche Elemente seines späthellenistischen Zustands über die Zeiten hinweg bewahrt hat, ist für jeden Bauforscher eine Herausforderung, ein ideales Forschungsprojekt, und auch Tschira hat offensichtlich nicht gezögert, seine Bearbeitung zu übernehmen.

Um nicht mit allen Arbeiten von vorn beginnen zu müssen, musste man von Schöfer zur Übergabe seines Forschungsmaterials bewegen – ein äußerst schwieriges Unterfangen. Ein intensiv geführter Briefwechsel zwischen von Schöfer, Schede, von Gerkan, Pernice und Tschira²⁵, der Aktenordner füllt, zeugt davon. Von Schöfer sträubte sich; da half es auch nicht, wenn von Gerkan ihm 1940 in einem Brief an den Präsidenten des DAI bescheinigte, dass er *in den Augen der italienischen Gelehrten dort bereits eine komische Figur geworden* sei²⁶. Die weiteren Zeitläufte trugen, wie sich zeigen wird, ein Übriges zum Stillstand der Casa del Fauno-Forschungen bei.

Auch der dritte, 1942 zu Beginn von Tschiras Wehrdienst in den Römischen Mitteilungen erschienene Aufsatz zum Baptisterium an der stadtrömischen Lateransbasilika spiegelt Tschiras Offenheit gegenüber baugeschichtlichen Fragen aller Epochen der Antike bis zur Spätantike wider²⁷. Die Vorarbeiten hierzu stammten aus der Zeit seiner Aufenthalte in Rom Ende der dreißiger Jahre, als er sich zusammen mit Deichmann und Stettler in einem großen Anlauf auch mit spätantiker Architektur auseinandergesetzt hatte²⁸. Von Mitte Mai bis Oktober 1941 erstmals als Soldat in Frankreich eingesetzt, wurde er nach einer Unterbrechung durch Tätigkeit bei der Abteilung Athen des DAI Anfang November 1942

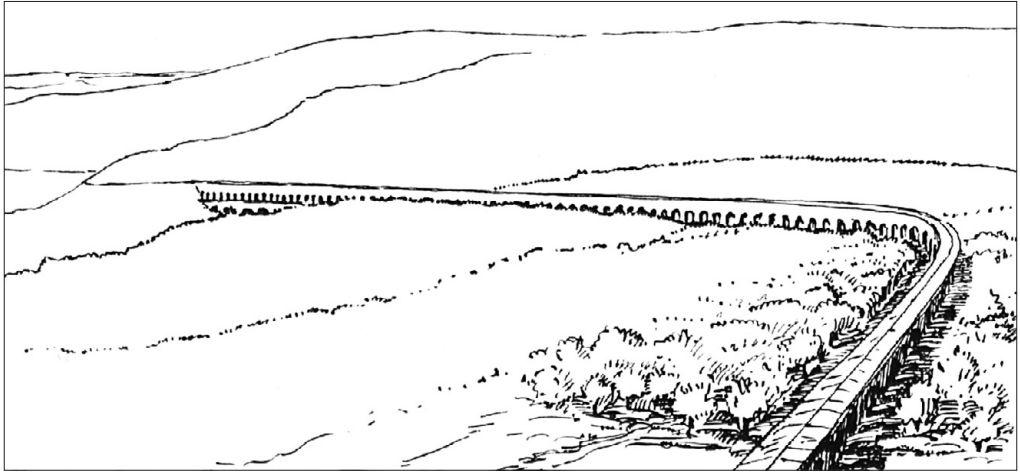
24 Vgl. hierzu A. Hoffmann, in: Faber - Hoffmann 2009, S. 19.

25 s. die um 1940 ausführlich geführte Korrespondenz zwischen A. v. Gerkan, M. Schede, E. Pernice und A. Tschira im Berliner DAI-Archiv.

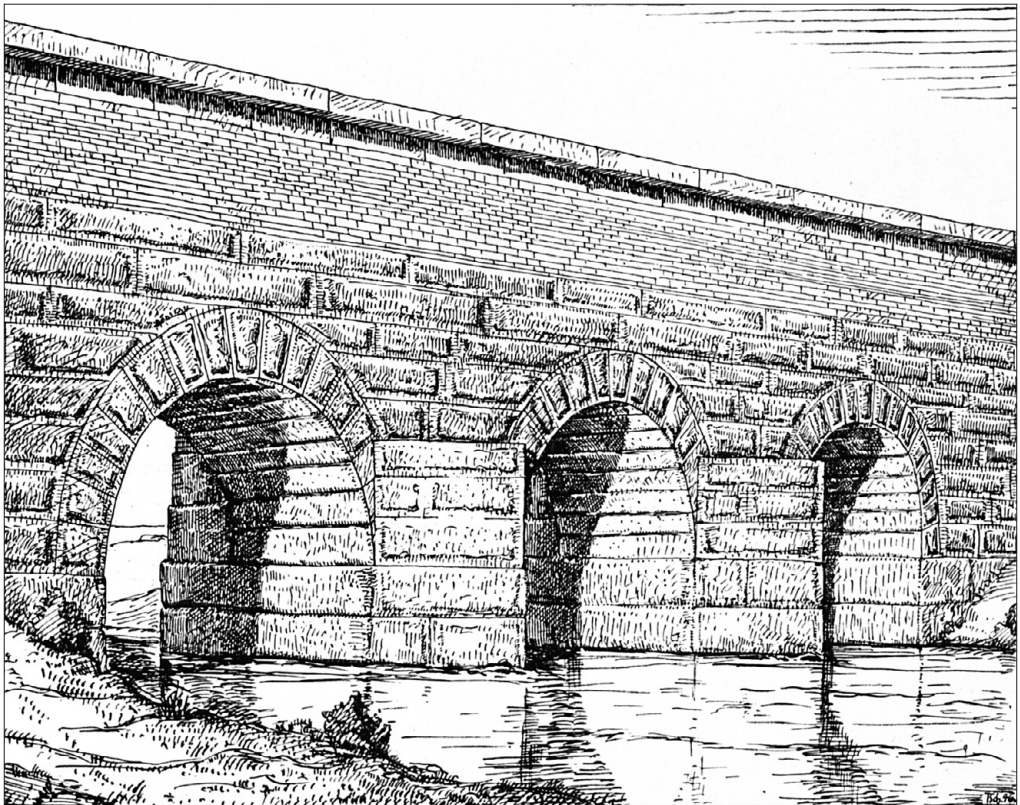
26 Brief A. v. Gerkans an M. Schede vom 27.05.1940.

27 A. Tschira, Die ursprüngliche Gestalt des Baptisteriums an der Lateransbasilika, RM 57, 1942, S. 116-121.

28 Vgl. zu Tschiras Arbeiten zur spätantiken/frühchristlichen Architektur Roms den Beitrag von Jürgen Rasch.



5 Wasserleitung von Nîmes, Schaubild „Die ‚geborstenen Brücken‘ zwischen Vers und Castillon“, Zeichnung: A. Tschira.



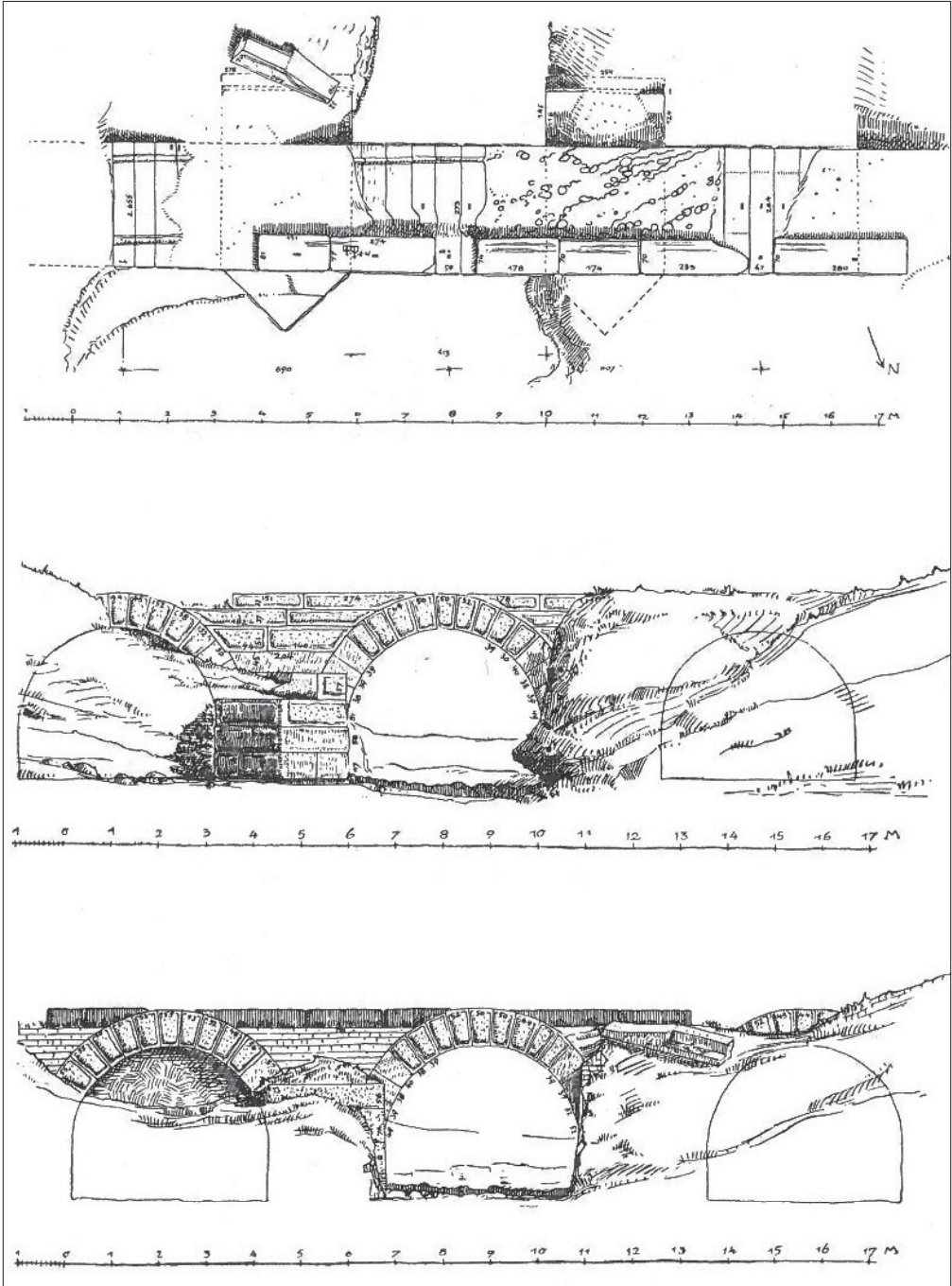
6 Wasserleitung von Nîmes, Rekonstruktionsvorschlag zur Brücke von Bornègre, Zeichnung: A. Tschira.

endgültig zum Kriegsdienst eingezogen und zunächst nach Russland geschickt. Nach einer Verwundung 1943 und einer schweren Gelbsucherkrankung, die zu einem Herzschaden führen sollte, war er als Unteroffizier der Wehrmacht in Oberitalien, wo er schließlich auf dem Rückzug der deutschen Truppen im April 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft geriet. Nachdem das Gefangenenerlager 1946 an Frankreich übergeben worden war, wo man anhand der Blutgruppentätowierung die frühere Mitgliedschaft in der SS entdeckte, wurde Tschira als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter einem Kloster in der Nähe von Nîmes zugeteilt. Die Klosterbrüder jedoch verschafften dem festgesetzten Bauhistoriker alsbald die Möglichkeit, die römische Wasserleitung bei Nîmes zu untersuchen. Tschira lenkt in seinem dar-aus entstandenen Beitrag den Blick weg von dem alle Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Pont du Gard auf die eigentliche Wasserleitung und die kleineren Bauwerke in ihrem Verlauf (Abb. 5). Text und Bilder verbinden sich zu einer eindringlichen Schilderung der zum Verständnis wichtigen Gesamtsituation. Im Zentrum der Betrachtungen steht die gut erhaltene, aber stark verschüttete Brücke von Bornègre (Abb. 6, 7), die in Text und Bildsequenz vorgestellt und erklärt wird. Dass Tschira als ein großartiger Zeichner die Aussagekraft und Wirkung der Illustration zur Vermittlung seiner Gedanken hoch schätzte, wird in dieser ebenso informativen wie anschaulichen Bildfolge besonders deutlich.

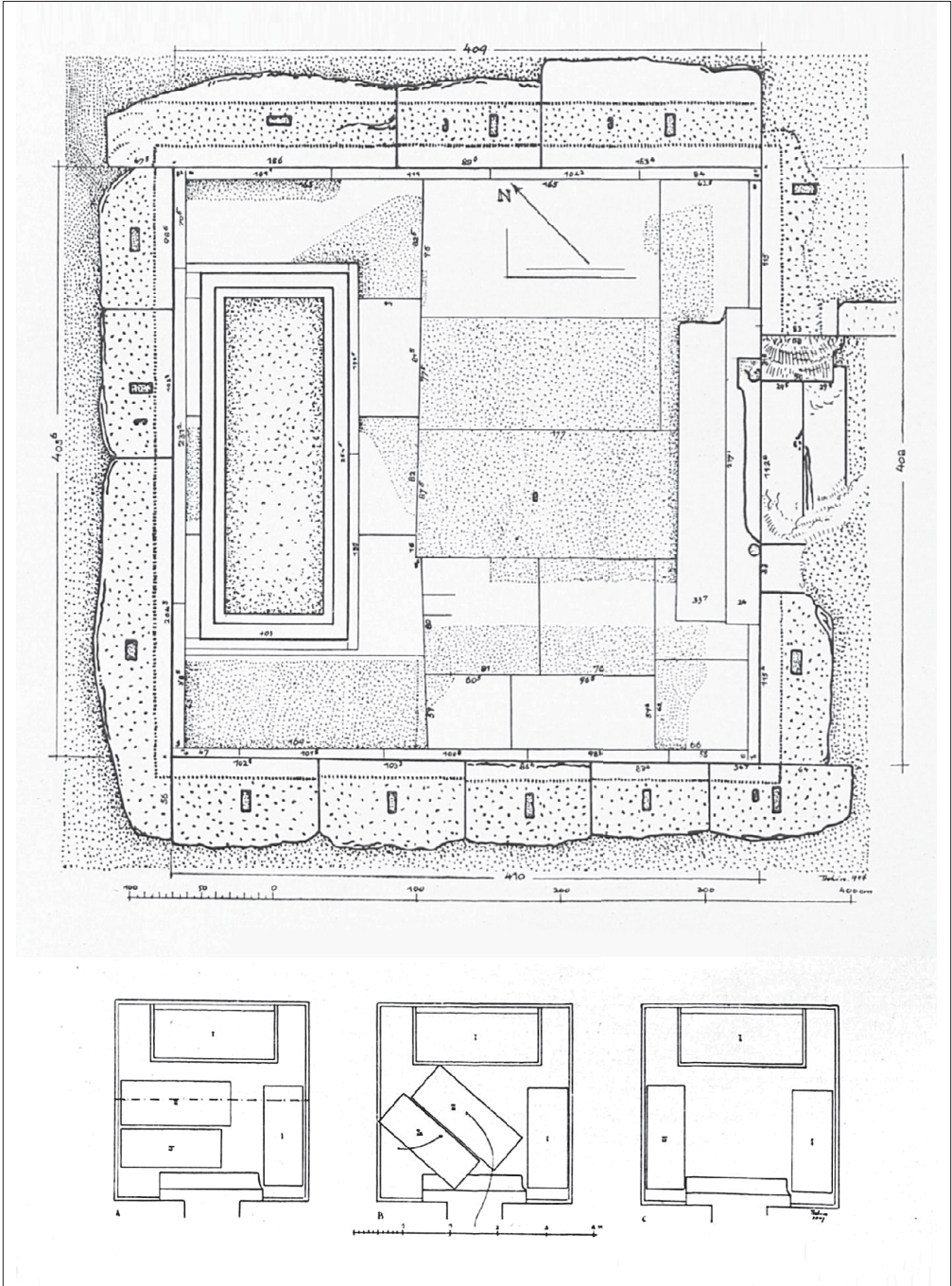
Die Grundlagen für einen weiteren, 1947/48 ebenfalls im Archäologischen Anzeiger erschienenen Aufsatz zu einem kaiserzeitlichen Grabbau in Kephissia bei Athen²⁹ (Abb. 8, 9) wurden vielleicht schon während seiner Griechenlandaufenthalte in der Vorkriegszeit, wahrscheinlicher aber ebenfalls während des Krieges geschaffen. Er zeigt erneut das große, keineswegs auf eine bestimmte historische Epoche eingegrenzte Interesse Tschiras an bauhistorischen Fragen und zugleich sein Bestreben, möglichst umgehend an seine wissenschaftlichen Arbeiten der dreißiger Jahre anzuknüpfen. Tschiras Vorstellung dieses kleinen, aber für die Grabarchitektur Griechenlands in der römischen Kaiserzeit wichtigen Gebäudes in Kephissia hat auch heute noch insofern aktuelle Bedeutung, als die Beobachtungen des Bauforschers über die Gedanken zur Baugestalt in einem wesentlichen Punkt hinausgehen. Tschira hat aussagekräftige, heute weitgehend verlorene Details zur Aufstellung der Sarkophage innerhalb des Grabbaus festgehalten und konnte daraus weiterführende Schlüsse zur Belegungsabfolge ziehen. Der Klassische Archäologe Hans Rupprecht Goette hat jüngst in seinem Beitrag zu dem Kontextfragen gewidmeten Sarkophag-Kolloquium 2011 in Rom daran angeknüpft³⁰. Im Rahmen seiner Vorbereitungen konnte Goette mit der Zuweisung neu gefundener Gewölbeblöcke im Übrigen auch den Rekonstruktionsvorschlag Tschiras zur Eindeckung des Grabes untermauern. Tschiras Tatendrang war also trotz der schweren Kriegsjahre

29 A. Tschira, Eine römische Grabkammer in Kephissia, AA 1948/49, S. 83-98.

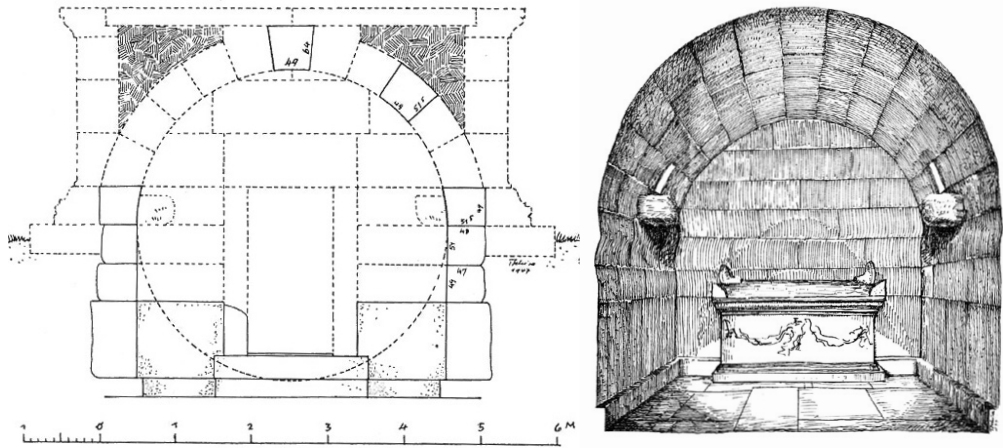
30 s. vorerst H. R. Goette, Athens, Attica, and the Megarid; an archaeological guide (London – New York 2001), S. 257-259; zu diesem der Familie des Herodes Atticus gewidmeten Grabbau vgl. K. Flämig, Grabbauten der römischen Kaiserzeit in Griechenland (2007), S. 133-135.



7 Brückenruine von Bornègre, von oben nach unten: Aufsicht, Ansicht von Norden, Ansicht von Süden, im Maßstab 1:150, Zeichnungen: A. Tschira.



8 Kephissia (Athen), kaiserzeitlicher Grabbau; oben: Grundriss im Maßstab 1:50 und unten: Belegungsschemata, Zeichnungen: A. Tschira.



9 Kephissia (Athen), kaiserzeitlicher Grabbau; links: Schnitt im Maßstab 1:100, rechts: Schaubild, Zeichnungen: A. Tschira.

und trotz der mitgebrachten Krankheit nicht gebrochen. Über die Publikation der Vorkriegsprojekte hinaus versuchte Tschira auch sofort, das Casa del Fauno-Projekt wieder aufzunehmen (Abb. 10). Schon seit 1947 erhielt er dabei Unterstützung durch den DAI-Präsidenten Carl Weickert³¹. Es dauerte allerdings auch jetzt noch nahezu ein Jahrzehnt und kostete Tschiras ganze Verhandlungskraft³² bis 1956 endlich das gesamte Forschungsmaterial von Schöfers aus Aachen an das Institut für Baugeschichte nach Karlsruhe gebracht wurde und damit eine neue Phase in der schwierigen Forschungsgeschichte der Casa del Fauno anbrechen konnte (Abb. 11).

Mitte September 1947 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, kehrte Tschira

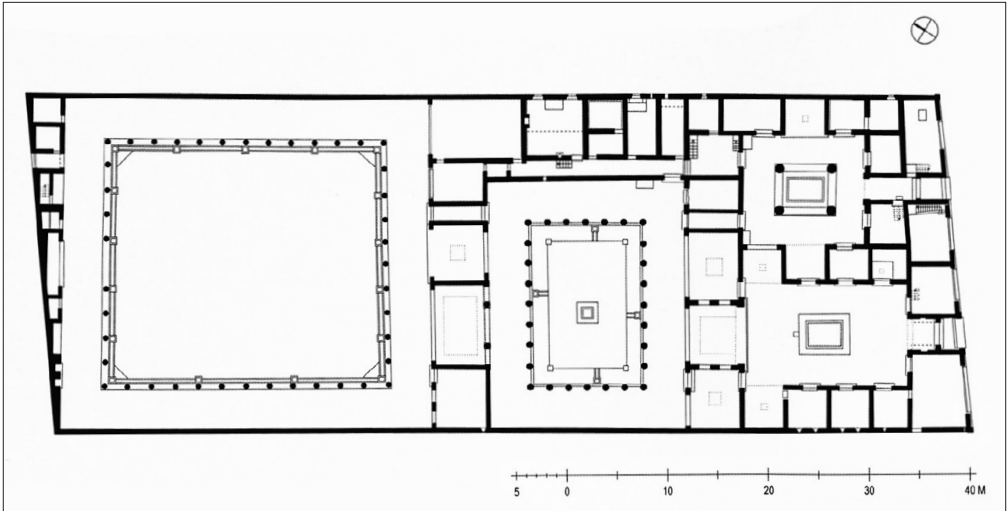
zunächst in das kriegszerstörte Freiburg zurück und wurde als Architekt Mitarbeiter des Freiburger Wiederaufbaubüros der Universität unter der Leitung seines Studienfreundes Horst Linde. Zeugnis seiner dortigen Tätigkeit ist die Wiederherstellung der sog. Alten Universität. Im November 1948 stellte ein Spruchkammerverfahren gegen das ehemalige SS-Mitglied fest, dass gegen Arnold Tschira nichts Belastendes vorliege, das Verfahren wurde eingestellt. Nachdem Karl Wulzinger Ende Mai 1948 nach schwerer Krankheit im Alter von 62 Jahren gestorben war, gehörte Arnold Tschira zu den Bewerbern um den Lehrstuhl seines einstigen Lehrers und wurde schließlich am 1. April 1950 zu dessen Nachfolger berufen. Tschira übernahm damit im Alter von 39 Jahren das Institut für Kunst- und

³¹ Am 03.11.1947 schrieb Weickert an Tschira, dass er die *Wiederaufnahme der Arbeiten in der Casa del Fauno begrüßen* würde, wenn *eine vernünftige Vereinbarung mit Herrn von Schöfer zustande käme*; ein ähnlich lautendes Schreiben ging an A. v. Gerkan.

³² Tschira berichtet z. B. von einem erfolglosen zweitägigen Besuch bei v. Schöfer in Aachen am 13.12.1940.



10 Pompeji, Casa del Fauno (VI 12), Blick nach Süden vom Tablinum über das tuskanische Atrium zu den Fauces (ca. 1930).



11 Pompeji, Casa del Fauno (VI 12), Grundriss des Endzustands im Maßstab 1:750.



12 Arnold Tschira und Bezirkskonservator Emil Lacroix, in Pforzheim.



13 Arnold Tschira und Architekturstudenten, Exkursion nach Weißenburg/Elsaß.

Baugeschichte in der Fakultät für Bauwesen. In den ersten Nachkriegsjahren bedeutete dies nicht nur den persönlichen Neubeginn unter schwierigen Umständen. Der sog. Aulabau der TH Karlsruhe, außer für die Abteilung für Vermessungswesen und für die Mathematik-Lehrstühle das angestammte Domizil der Architekturabteilung, war im Zweiten Weltkrieg erheblich beschädigt worden; die Aula, das Treppenhaus und der gesamte Dachkörper waren zerstört. Auch die Räume des Institutes mussten mühsam wiedereingerichtet werden. In der Bibliothek ließ Tschira eine Galerie samt eiserner Wendeltreppe einbauen, die auch in das Kellergeschoß mit den Sammlungen, dem Photolabor und den Arbeitsplätzen

der Assistenten führte. Von 1952 bis 1954 übernahm Arnold Tschira das Amt des Dekans der damaligen Fakultät für Bauwesen, der auch die Bauingenieure und die Geodäten angehört hatten, ein Jahr länger ist er zugleich Leiter der Architekturabteilung gewesen. Im Lauf der Jahre gelang es ihm, die Reste der über den Krieg gekommenen Bücherbestände durch Zukäufe zu einer der besten baugeschichtlichen Bibliotheken im Land auszubauen, die u. a. über eine bedeutende Sammlung von älteren architekturtheoretischen Werken verfügt. Ein paar Jahre später ist sein Institut von der Fakultät beauftragt worden, eine Fakultätsbücherei im Hause einzurichten und auch diese zu betreuen.

Die ersten Assistenten Tschiras sind – wie er selbst – Kriegsteilnehmer gewesen, darunter Wolfgang Müller-Wiener als Korvettenkapitän. Von seinem Vorgänger hatte Tschira die Sekretärin des Instituts, Gertrud Zinke, und den schwerkriegsbeschädigten Photographen Max Schenck übernommen, die er beide schon lange gekannt und geschätzt hat. Ihrer Erfahrung und steten Hilfsbereitschaft hatten auch die Assistenten viel zu verdanken. Mit dem Hinweis, dass der Karlsruher Baugeschichtslehrstuhl der einzige seines Faches in Baden sei, hat Tschira seinen Assistenten deutlich gemacht, dass das Institut als öffentliche Einrichtung gegenüber dem Land Verpflichtungen habe. Dies galt besonders bei fachlichen Anfragen des damals sehr bescheiden ausgestatteten Denkmalamtes unter der Leitung des Bezirkskonservators Emil Lacroix (Abb. 12) oder der Staatlichen Hochbauverwaltung. Dabei erinnerte Tschira gern an den Status der Assistenten als – wenn auch befristete – Beamte des Landes.

In der Fakultät hat Tschira, der bis zu seinem Tod für das Oberstufenstudium verantwortlich gewesen ist, bei seinen Kollegen wie bei den Studenten hohes Ansehen genossen. Das zeigte sich auch bei persönlichen Gesprächen mit Studenten der 68er-Bewegung, obwohl er der neuen linken Szene eher reserviert gegenübergestanden hat. Tschira hat in der Lehre der Baugeschichte als Pflichtfach für Architekturstudenten die unverzichtbare Aufgabe gesehen, die geschichtlich geprägte Umwelt als Vorgabe für die Tätigkeit von Architekten verstehen zu lernen (Abb. 13). Der Architekt sollte in der Lage sein, einzelne Gebäude grob zu datieren und historische bauliche Zusammenhänge zu erkennen. Daneben ist

Tschira bemüht gewesen, unter den interessierten Studenten geeigneten Nachwuchs für die Bauforschung ausfindig zu machen und verantwortungsvoll zu fördern. Dabei setzte er Schulkenntnisse in den alten Sprachen voraus oder die Bereitschaft, sich diese stillschweigend anzueignen wie etwa auch Italienisch, wenn man als junger Mitarbeiter in Rom oder Pompeji eingesetzt wurde.

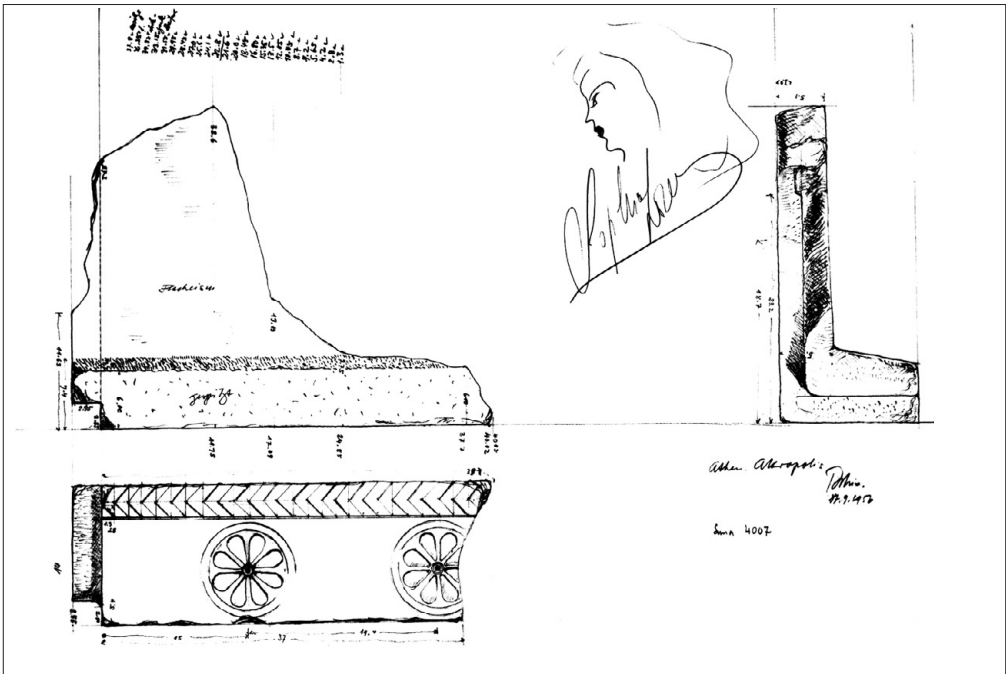
Neben Lehre und Forschung widmete Tschira sich mit großem Einsatz auch hochschulpolitischen Fragen. Dass er die Definition seines Lehrstuhls mit der Kombination von Baugeschichte und Kunstgeschichte und damit auch die unmittelbare und auch personelle Verknüpfung beider Lehraufgaben an seiner Hochschule kritisch gesehen hat, dokumentiert die alsbald nach seinem Amtsantritt erfolgte Übertragung der kunstgeschichtlichen Lehre auf seinen Kollegen und Freund Franzsepp Würtenberger³³, dann aber vor allem die von Tschira intensiv betriebene und 1955 mit der Berufung von Klaus Lankheit auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Kunstgeschichte vollzogene Trennung der beiden Lehr- und Forschungsgebiete. Aus dem Institut für Kunst- und Baugeschichte in Karlsruhe wurde dasjenige für Baugeschichte; auf Antrag Tschiras genehmigte Anfang 1955 das Kultusministerium die Umbenennung.

Tschira nahm als Hochschullehrer seine als Stipendiat begonnenen und vom Krieg unterbrochenen Forschungsarbeiten wieder auf, soweit ihm die Lehrtätigkeit und sonstige Verpflichtungen dafür Zeit gelassen haben. Schwerpunkte waren die drei bereits erwähnten Untersuchungen zum „Vorparthenon“ auf der Akropolis in Athen, zu

33 F. Würtenberger war seit 1951 an Tschiras Lehrstuhl als Privatdozent tätig und wurde auf dessen Betreiben 1957 zum apl. Professor ernannt.



14 Arnold Tschira und Sofia Loren (sitzend) auf der Akropolis in Athen, 1956.



15 Athen, Akropolis, Dachplattenfragment, Zeichnung: A. Tschira, mit Autogramm und Selbstdarstellung von Sofia Loren, datiert 27. Sept. 1956.

den spätantiken Zentralbauten in und um Rom sowie zur Casa del Fauno in Pompeji. Wegen der damit verbundenen zeichnerischen Bestandsaufnahmen und Ausgrabungen sah Tschira bald die Notwendigkeit, sich für die Arbeiten auf der Akropolis, die unter Zeitdruck gestanden haben, im WS 1956/57 von seinen Lehrverpflichtungen freistellen zu lassen. Von diesem Aufenthalt, bei dem ihn sein Assistent Friedrich Rakob begleitete, sind Photographien erhalten, die eine Begegnung Tschiras mit Sofia Loren dokumentieren. Die aus Pozzuoli bei Neapel in der Nachbarschaft Pompejis stammende Schauspielerin hielt sich zur gleichen Zeit für Filmaufnahmen ebenfalls auf der Akropolis auf. Es ist für seine Assistenten ein von Tschira gern geduldeter Scherz gewesen, zwischen die von ihm für seine Vorlesung über den „Vorparthenon“ vorbereiteten Diapositive zum Vergnügen der Studenten diese Bilder einzuschmuggeln (Abb. 14, 15).

Die Forschungs- und vor allem die Publikationsarbeiten insgesamt kamen aber trotz mehrerer Anläufe nur sehr zäh voran, weil die Tätigkeit als Hochschullehrer und andere Verpflichtungen die notwendige stetige Beschäftigung in Rom an den Denkmälern nicht zuließen. – Weitere Schwerpunkte der Forschungsarbeiten Tschiras, die dem Mittelalter am Oberrhein und naturgemäß dem badischen Klassizismus von Friedrich Weinbrenner und seiner Schule galten³⁴, von dem das Karlsruher Baugeschichtsinstitut bekanntlich einen beachtlichen Bestand an Originalzeichnungen besaß, lagen schließlich auch in Baden. Diese Breite der Forschungsinteressen Arnold Tschiras spiegelt

sich nicht zuletzt auch in den Dissertationen wider, die bei ihm erarbeitet worden sind. Mit welchem Verantwortungsbewusstsein der Lehrer Tschira wirkte, zeigt sich darin, dass er nicht bereit gewesen ist, mehr als fünf Doktoranden gleichzeitig zu betreuen. In diesem Zusammenhang sagte er einmal, es gäbe für einen Lehrer nichts Schöneres als zu erleben, dass sein Schüler über ihn hinauswachse.

Krieg und Beruf hatten wie bei vielen seiner Generation mit später Heirat auch direkte Auswirkungen auf Tschiras Privatleben. Aus seiner 1957 geschlossenen Ehe mit der Kunsthistorikerin Gundula van Oyen sind drei Kinder hervorgegangen, die bei seinem plötzlichen Tod zwischen 4 und 10 Jahre alt gewesen sind. Dass zu seinen unvollendet gebliebenen Arbeiten auch die Planung eines eigenen Wohnhauses gehört hat, bei der er sich von seinem Kollegen Egon Eiermann beraten ließ, zeigt die ganze Tragik des Schicksalsschlages, der die Familie traf. Ein düsteres Vorzeichen des Ereignisses war ein Herzinfarkt gewesen, der Arnold Tschira im November 1964 traf und ihn zwang, fast ein Jahr lang seine Tätigkeit einzustellen bzw. drastisch zu reduzieren. Nach seiner Rückkehr ins Institut Anfang Oktober 1965 ist seine Gesundheit deutlich angeschlagen gewesen. Die wachsende Belastung durch das Schwarzach-Unternehmen sollte schließlich zusammen mit seinen anderen Verpflichtungen über seine Kräfte gehen. Arnold Tschira starb an einem Sonntag zuhause im Alter von 58 Jahren; die Arbeiten in Schwarzach haben damals kurz vor dem Abschluss gestanden.

Als spezifische Forschungsdisziplin der Baugeschichte hat Tschira die ihm seit jungen Jahren vertraute Bauforschung gesehen,

34 Vgl. die Beiträge von Peter Marzollf und Gottfried Leiber.

die sein eigentliches Tätigkeitsfeld gewesen ist. Deren Aufgaben, Ziele und Methoden waren mit der Gründung der Koldewey-Gesellschaft für baugeschichtliche Forschung 1926, nur wenige Jahre vor Tschiras Studienbeginn, formuliert und festgeschrieben worden. Tschira selbst ist später, in den Jahren 1963 bis 1967, Vorstand dieser Gesellschaft gewesen und war darüber hinaus als langjähriger Vertreter der Bauforschung von 1955 bis zu seinem Tod Mitglied der Zentralkommission (ZD) des Deutschen Archäologischen Instituts³⁵, wo ihm zusammen mit seinem einstigen Mentor Armin von Gerkan und mit Erich Böhringer als Präsident des DAI das bleibende Verdienst zukommt, planmäßige Stellen für Bauforscher als Architekturreferenten bei der Zentralkommission selbst und bei den einzelnen Abteilungen des DAI im Ausland vorgeschlagen und durchgesetzt zu haben. Auch weit über die Hochschule hinaus war es also sein Anliegen, die Belange der Bauforschung zu vertreten und zu fördern. Und seine anerkannte Fachkompetenz spiegelt sich auch in der ehrenvollen Berufung in die Trier-Kommission und ebenso in die Römisch-Germanische Kommission in Frankfurt wider, in

denen er als bestens ausgewiesener und erfahrener Bauhistoriker mit großem Einsatz aktiv mitgewirkt hat. Die Hochschularbeit, alle übrigen geschilderten Verpflichtungen und dazu ferner sein leidenschaftliches Engagement in der Denkmalpflege – es sei nur an die Projekte in Saarbrücken, Schwarzach oder Gengenbach erinnert – haben Tschiras Forschungsfreiräume jedoch stark beschnitten. In den Gremien allerdings versuchte er mit Erfolg, die Bauforschung auch in Rom und Pompeji voranzubringen: 1957 trägt F. W. Deichmann der Zentralkommission des DAI das zusammen mit Tschira entwickelte Projekt zu den spätantiken Rundbauten vor³⁶. Als Amadeo Maiuri und Olga Elia ein Jahr später die Einrichtung einer Pompeji-Station des DAI erbitten³⁷, hat Tschira sich anscheinend zurückgehalten, aber 1962 initiiert er bei der ZD die Einrichtung einer Pompeji-Kommission, nachdem das Casa del Fauno-Projekt unter seiner Leitung mittlerweile Dank einer Reihe junger Mitarbeiter aus Karlsruhe, allen voran Friedrich Rakob, bemerkenswerte Fortschritte gemacht hatte³⁸. Wohl seit 1957 waren ergänzende Bauaufnahmen und gemeinsam mit dem DAI Rom umfassende Photokampagnen in der Casa

35 Tschira wurde 1955 in die ZD des DAI gewählt, blieb jedoch bis 1957 ohne Stimmrecht, weil die Zustimmung des Bundesinnenministeriums fehlte, dem das DAI bis zur Amtszeit Willy Brands als Bundesaußenminister zugeordnet gewesen ist.

36 Laut ZD-Protokoll von 1957, S. 5, wird Herr Deichmann *zugezogen und gibt als Referent für christliche Archäologie einen Bericht über die von Herrn Tschira und ihm beabsichtigte Publikation der spätantiken Rundbauten*.

37 s. ZD-Protokoll von 1958, S. 6 (ohne Nennung der Casa del Fauno).

38 Laut ZD-Protokoll 1962, S. 13, hat Tschira zusammen mit v. Gerkan der ZD ein Pompeji-Memorandum übergeben: Die Arbeiten in der CdF seien in 2 Jahren fertig – was solle dann geschehen? Es folgt ein Plädoyer für eine Fortsetzung des Pompeji-Engagements und die Bildung eines Grabungsstabs. Präsident Kurt Bittel genehmigt daraufhin *3 Stellen inclusive eines Architekten*. Es erfolgt die Gründung einer Pompeji-Kommission.

Laut ZD-Protokoll von 1963, S. 7, berichtet Tschira über die Arbeit der Pompeji-Kommission: 1963 würden die *Publikationsvorbereitungen zur Casa del Fauno abgeschlossen* sein.

ZD-Protokoll 1967, S. 14-15: Nach Bericht der Pompeji-Kommission (zu der E. Boehringer, A. v. Gerkan, H. Dreyrup, F. W. Goethert, Th. Kraus und A. Tschira gehörten) habe ein Casa del Fauno-Manuskript vor dem Abschluss gestanden und ebenso wurde angekündigt, dass K. Ohrs *Basilica-Manuskript* 1968 fertig sein werde. Ferner wurde eine Ausweitung der Pompejiarbeit auf kaiserzeitliche Bauten gefordert, wofür 10.000 DM notwendig seien.



16 Pompeji, Casa del Fauno, Raum 42, Ausgrabung 1962.

del Fauno durchgeführt worden, 1961 bis 63 folgten dann vor allem zahlreiche, außerordentlich wichtige stratigraphische Grabungen, mit denen ein archäologisch gesichertes Datierungsgerüst gewonnen werden sollte. Der Bauforscher Tschira hatte erkannt, dass neue Erkenntnisse zur langen Baugeschichte des Hauses nur auf dieser Grundlage zu gewinnen waren. Zum ersten Mal wurden in einem pompejanischen Haus Ausgrabungen mit modernen Methoden durchgeführt (Abb. 16). Ein entsprechend ausgebildeter Archäologe ist freilich nur für die Fundbearbeitung hinzugezogen worden³⁹.

1962 und 1963 herrschte Optimismus: In der ZD wurde die Fertigstellung des Manuskripts zur Casa del Fauno für 1963 in

Aussicht gestellt und nach Überreichung eines Pompeji-Memorandums und der Gründung der schon genannten Kommission darüber beraten, wie es in Pompeji weitergehen solle – angetrieben durch Tschira stand ein weiteres Engagement des DAI außer Frage. Nachdem schon 1961 hierzu Einigkeit unter den Beteiligten und den verantwortlichen Kollegen in Pompeji erzielt worden war, begann Karlfriedrich Ohr in seinem Auftrag 1966 in Fortführung der Idee „Hellenistische Kunst in Pompeji“ mit der Bearbeitung der Basilika, schon 1968 wurde die Fertigstellung eines entsprechenden Manuskripts angekündigt⁴⁰. – Ein neuer Schwerpunkt sollte mit der Erforschung der kaiserzeitlichen Architektur Pompejis geschaffen werden, in

39 A. Bruckner, Zur Keramik aus der Casa del Fauno, in: B. Andreae – H. Kyrieleis (Hrsg.), Neue Forschungen in Pompeji und den anderen vom Vesuvausbruch 79 n. Chr. verschütteten Städten. Kolloquium Essen (Recklinghausen 1975), S. 205-209; K. Ohr, Die Basilika in Pompeji, Untersuchungsergebnisse 1966-1971, *Cronache Pompeiane* 3, 1977, S. 17-39.

40 vgl. Anm. 38; die Dissertation von K. Ohr, Die Basilika in Pompeji (Karlsruhe 1973) wurde als Band 17 der Denkmäler antiker Architektur 17 (Berlin 1991) publiziert.

dessen Rahmen Gernot Vilmar für die Bearbeitung des am Forum gelegenen Gebäudes der Eumachia vorgesehen war⁴¹. Der plötzliche Tod Tschiras 1969 setzte diesen ambitionierten Plänen ein unerwartetes Ende. Auch Rakob, der über längere Zeit einen erheblichen Teil seiner Arbeitskraft in die Casa del Fauno investiert hatte, wandte sich anderen Aufgaben zu.

Es sei wenigstens vermerkt, dass Tschiras Nachfolger Wulf Schirmer 1976 die weitere Bearbeitung der Casa del Fauno mit ihrem überreichen Forschungsmaterial aus mehreren Generationen Adolf Hoffmann übertragen, und dass auch dieser das Projekt noch nicht zu einem endgültigen Abschluss gebracht hat. Immerhin erschien 2009 der erste Band der Schlusspublikation, in dem Andrea Faber als Basis für die weitere Diskussion die eminent wichtige Auswertung der Grabungsergebnisse aus den 1960er Jahren vorlegte, deren Auswirkungen auf die Baugeschichte bisher nur zusammenfassend dargestellt werden konnte⁴².

Bauforschung ist für Tschira trotz seiner offenbar klaren Abgrenzungsbestrebungen gegenüber der Kunstgeschichte kein eng begrenztes Spezialistentum gewesen. Für Tschira scheint die Methode der Bauforschung im Vordergrund gestanden zu haben, die sich auf die Fragestellungen der Baugeschichte aller Epochen gleichermaßen, aber auch auf Fragen der Denkmalpflege anwenden lässt, vom Schwarzwälder Bau-

ernhaus bis zum Athena-Tempel auf der Akropolis oder eben bis zur Casa del Fauno in Pompeji, die das Kernstück seiner Beschäftigung mit hellenistisch-römischer Architektur darstellt. Antike Architektur ist für Tschira – wahrscheinlich ausgelöst durch seine Begegnung mit einem der Großen der Disziplin Bauforschung, dem Mitbegründer der Koldewey-Gesellschaft, Armin von Gerkan⁴³, und gefördert sicher auch durch seine Stipendienreisen – in ihrer ganzen Breite ein zentrales Forschungsthema gewesen, auch wenn darüber die Fragen zur süddeutschen Architektur keineswegs in den Hintergrund getreten sind. Insofern steht Tschira als sehr vielseitiger Wissenschaftler in gewisser Weise vielleicht doch noch in der enzyklopädischen Tradition der polytechnischen/Technischen Hochschule in Karlsruhe⁴⁴.

Was das Badische daran betrifft, so wusste der Alemanne Tschira die Wohltaten seiner Wahlheimat sehr zu schätzen: Als er während der Bauaufnahmearbeiten zur denkmalpflegerischen Sanierung der Klosterkirche in Schwarzach einmal wöchentlich die daran beteiligten Studenten besuchte, endete seine Visite regelmäßig im benachbarten, zur Klosteranlage des 18. Jh. gehörigen Gasthaus. Tschira bestellte ein Viertele, dann mit Rücksicht auf seine Gesundheit ein Achtele – ob es auch kleinere Einheiten gab, ist nicht mehr in Erinnerung – mit einem Viertele jedenfalls ging es dann wieder weiter.

41 Laut ZD-Protokoll 1967, S. 14, war ein *Schnitt durch Ins VII 4, Eumachia* geplant, für den G. Vilmar vorgesehen gewesen ist.

42 Vgl. Anm. 18.

43 1955 wurde Armin von Gerkan von der Techn. Hochschule Karlsruhe auf Vorschlag von Arnold Tschira für seine außerordentlichen Verdienste um die Bauforschung der Antike die Ehrendoktorwürde verliehen.

44 s. U. Hassler, Zur polytechnischen Tradition der Bauforschung, in: U. Hassler (Hrsg.), *Bauforschung: Zur Rekonstruktion des Wissens* (Zürich 2010), S. 80 ff.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1:** Fridericiana, Zeitschrift der Universität Karlsruhe 1975 / Heft 18 Jubiläumband, Bild Nr. 181.
- Abb. 2:** Badische Heimat 16 / 1929, S. 165 Beitrag Tschira Abb. 1.
- Abb. 3:** Aufnahme LDA BW, Dienststelle Karlsruhe.
- Abb. 4:** JdI 55, 1940, Athen: Beilage 1.
- Abb. 5:** AA 1948/49, Nîmes: Abb. 1.
- Abb. 6:** AA 1948/49, Nîmes: Abb. 9.
- Abb. 7:** AA 1948/49, Nîmes: Abb. 4-6.
- Abb. 8:** AA 1948/49, Kephissia: Abb. 1-2.
- Abb. 9:** AA 1948/49, Kephissia: Abb. 5-6.
- Abb. 10:** Aufnahme von R. v. Schöfer.
- Abb. 11:** Die Casa del Fauno in Pompeji (IV 12) 1, Andrea Faber - Adolf Hoffmann, 2009, Beilage 1.
- Abb. 12:** Aufnahme Peter Marzloff, 13. 08.1958.
- Abb. 13:** Aufnahme Peter Marzloff, 06.07.1960.
- Abb. 14, 15:** SAAI Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau, Karlsruher Institut für Technologie (KIT), Nachlass Arnold Tschira.
- Abb. 16:** Die Casa del Fauno in Pompeji (IV 12) 1, Andrea Faber - Adolf Hoffmann, 2009, Abbildung 26.
- Abb. 17:** Die Casa del Fauno in Pompeji (IV 12) 1, Andrea Faber - Adolf Hoffmann, 2009, Beilage 6.

Arnold Tschiras Anteil an den Untersuchungen der spätantiken Zentralbauten

Jürgen J. Rasch (†)

Die Einschätzung der späten Antike, der Zeit etwa zwischen 250 und 550, begann sich seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts grundlegend zu ändern, vorbereitet durch die zunehmenden Forschungen der christlichen Archäologie im 19. Jahrhundert.

Der Anstoß zu einer neuen Sicht kam von der Kunstgeschichte, in erster Linie von der Wiener Schule, besonders von Alois Riegl und seinem Werk „Spätromische Kunstindustrie“ (1901). Weitergeführt wurden diese Impulse wenig später von dem protestantischen Theologen Ludwig von Sybel mit seinen Werken „Christliche Antike“ (1906) und „Frühchristliche Kunst“ (1920). Das führte zur Erkenntnis der Gleichheit der Grundlagen von heidnischer und christlicher Kunst. Als neuer historischer Begriff kam nun die Bezeichnung Spätantike auf für eine eigene, in sich geschlossene Epoche. Ausgehend von Riegl wurde die spätantike Kunst neu bewertet: nicht mehr allein als eine Phase des Niedergangs der Antike, sondern als eine neue, auf das klassische Erbe aufbauende hochstehende Kunst, die schließlich zur Grundlage der mittelalterlichen Kunst wurde¹.

Auf diesem Hintergrund ist die Unternehmung „Spätantike Zentralbauten in Rom und Latium“ zu sehen, die 1939 von dem

christlichen Archäologen Friedrich Wilhelm Deichmann und den beiden Architekten Arnold Tschira und dem Schweizer Michael Stettler in Rom mit Unterstützung des Deutschen Archäologischen Instituts und seines damaligen Ersten Sekretärs (=Erster Direktor) Armin von Gerkan (seit 1937) gegründet wurde. Das Vorhaben wurde auf einer außerordentlichen Sitzung der Archäologischen Gesellschaft in Berlin im Januar 1941 von Deichmann vorgestellt und in seinen Zielen formuliert, im wesentlichen in drei Thesen²:

1. Der Kuppelbau als bedeutendste Leistung der römischen Gewölbearchitektur fand seine architektonisch und konstruktiv entscheidende Ausreifung erst in der Spätantike.
2. Die Rotunden sind in einer großen Anzahl von repräsentativen Beispielen erhalten und bieten so die Möglichkeit, die Entwicklung des Bautypus in ihren einzelnen Phasen zu verfolgen.
3. Die Zentralbauten Roms wurden zum wesentlichen Impuls für die Architektur der Renaissance und der nachfolgenden Epochen.

Gedacht war an die Untersuchung von insgesamt 14 Bauten in Rom und in der näheren Umgebung (im Umkreis von ca. 30 km).

¹ Dazu F. W. Deichmann, Einführung in die christliche Archäologie (Darmstadt 1983), S. 27.

² AA 1941, S. 733f.

Diese neue Auseinandersetzung mit der Kunst und Architektur der Spätantike erwies sich als weitsichtige Entscheidung und wurde durch die weitere kunstgeschichtliche Forschung deutlich bestätigt. Die neue Einschätzung der Spätantike wurde erstmalig zusammenfassend dargestellt in einem breit angelegten Überblick in Bd. 13 der *Enciclopedia Universale dell'Arte* 1965 unter dem Lemma „Tardo Antico“, an dem Deichmann mit dem Bereich Architektur mit allein 15 Seiten beteiligt war³. Im gleichen Jahr erschien Richard Krautheimers „Early Christian and Byzantine Architecture“ in der Reihe *Pelican History of Art*, das zum grundlegenden Instrument zur Beurteilung der frühen christlichen Architektur geworden ist. 1977/78 fand schließlich auf Initiative von Kurt Weitzman im Metropolitan Museum of Art in New York die viel beachtete Ausstellung „Age of Spirituality. Late Antique and Early Christian Art“ statt, die weitere Akzente für eine vertiefte Beschäftigung mit der Spätantike setzte⁴.

Die erste Begegnung zwischen Deichmann, Tschira und Stettler muss sich ergeben haben im Zusammenhang mit ersten Bauaufnahmen Stettlers am Mausoleum der Constantina (S. Constanza) in Rom im Dezember 1938. Stettler (*1913) hatte nach seinem Diplom an der ETH Zürich im Sommer und Herbst 1938 einen Zent-

ralbau aus dem 6. Jahrhundert in Kampagnen vermessen und untersucht und diese Arbeit mit dem Thema „Das Bapisterium zu Nocera Superiore“ als Dissertation an der ETH Zürich eingereicht (Promotion 1939)⁵. Im Dezember 1938, also unmittelbar nach den Arbeiten in Nocera, hatte er sich der Bauaufnahme von S. Constanza in Rom zugewandt: sozusagen dem Ursprung dieses Bautypus. Deichmann (* 1909) war 1934 an der Universität Halle-Wittenberg promoviert worden mit der Arbeit „Versuch einer Darstellung der Grundrisstypen des Kirchenbaus in frühchristlicher und byzantinischer Zeit im Morgenlande auf kunstgeographischer Grundlage“⁶ und hatte 1937 das Referat für Christliche Archäologie am DAI in Rom übernommen. Tschira (*1910) hatte an der TH Karlsruhe studiert und war dort 1937 mit der Arbeit „Orangerie und Glashaus“ promoviert worden⁷. Er war der einzige der drei, der sich bisher nicht mit antiken oder spätantiken Themen auseinandergesetzt hatte. Erst das Reisestipendium des DAI 1938/39 führte ihn zur intensiven Begegnung mit der antiken Architektur.

Die erste Phase der Zusammenarbeit war kurz. Deichmann und Tschira begannen im September/Oktober 1940 mit Bauaufnahmen und Freilegung der Vorhallenfundamente am Helena Mausoleum (Abb. 1). Noch im Oktober schlossen sie Bauauf-

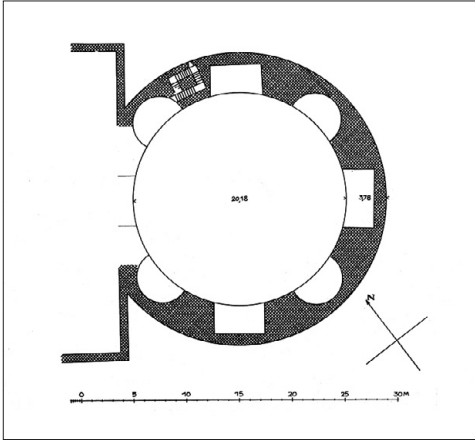
3 *Enciclopedia Universale dell'Arte* Bd. 13 (1965) S. 591-620, (F. W. Deichmann).

4 Dazu Deichmann a. O. (s. o. Anm. 1) S. 37. Von der Ausstellung erschien ein umfangreicher Katalog: K. Weitzman (Herausgeber), *Age of Spirituality, Late Antique and Early Christian Art, Third to Seventh Century* (New York, 1979).

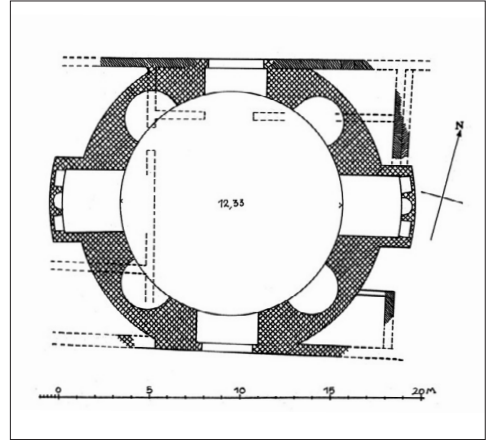
5 M. Stettler, *Das Bapisterium zu Nocera Superiore*, *Rivista di Archeologia Cristiana* 17 (1940) p. 83-142.

6 Die Druckfassung erschien in Würzburg 1937.

7 In der Druckfassung: *Orangerien und Gewächshäuser. Ihre geschichtliche Entwicklung in Deutschland* 1940.



1 Rom. Helena-Mausoleum, Grundriss, Bauaufnahme.



2 Tivoli. Tempio della Tosse, Grundriss, Bauaufnahme.

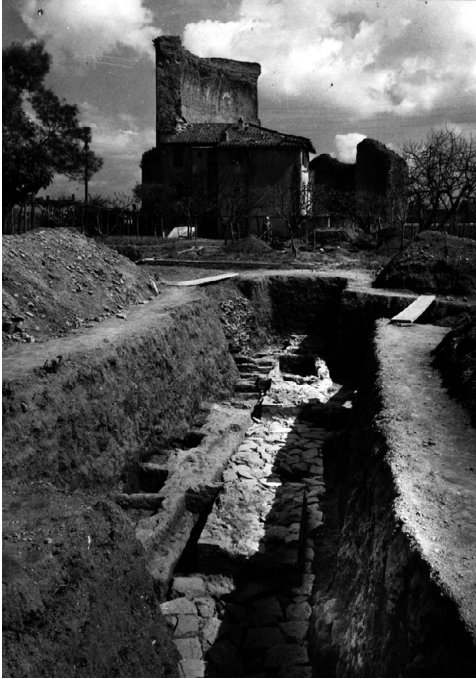
nahmen am Vestibül einer Villa bei Tivoli an, dem sogenannten Tempio della Tosse (Abb. 2). Im Januar und Februar 1941 nahm Tschira das Rundmausoleum an S. Sebastiano an der Via Appia auf. Im März setzten beide die Grabungen am Helena-Mausoleum fort. Stettler arbeitete am Aufmaß von S. Costanza im Winter 1941/42 weiter und begann anschließend mit den Bauaufnahmen an dem großen dekagonalen Pavillon in den Licinianischen Gärten, dem sogenannten Tempel der Minerva Medica, wo Deichmann gleichzeitig Grabungen durchführte. Die Arbeiten Stettlers an S. Costanza führten zu einer ersten Rekonstruktion des Baus, die er 1943 in den Römischen Mitteilungen veröffentlichte⁸. Ausgehend ebenfalls von Beobachtungen am Constantina-Mausoleum und auch am Helena-Mausoleum beschäftigte sich Tschira mit der Rekonstruktion des Lateransbaptisterium in seiner konstantinischen und sixtinischen Form, was sich in einem klei-

nen Aufsatz in den Römischen Mitteilungen von 1942 niederschlug⁹. Dann wurden die Arbeiten unterbrochen. Tschira wurde erstmals im Mai 1941 und ab November 1942 endgültig zum Kriegsdienst eingezogen und kehrte erst 1947 aus amerikanischer Gefangenschaft zurück. Als er 1950 die Baugeschichtsprüfung in Karlsruhe übertragen bekam, standen ihm neue Möglichkeiten zum Einsatz von Mitarbeitern des Instituts zur Verfügung. Da Stettler seit 1948 in der Schweiz in verschiedenen Bereichen Verantwortung übernommen hatte und Deichmann als Archäologe in erster Linie für die Ausgrabungen zuständig war, lag nun die Hauptverantwortung für die zeichnerische Erfassung der Bauten auf Tschiras Schultern.

Die zweite Phase setzte im Dezember 1953 ein mit der Weiterarbeit Stettlers am Constantina-Mausoleum und am Tempel der Minerva Medica bis März 1954. Im

⁸ RM 58 (1943) S. 76-86, Taf. 4, Beil. 1-3.

⁹ RM 57 (1942) S. 116-121.

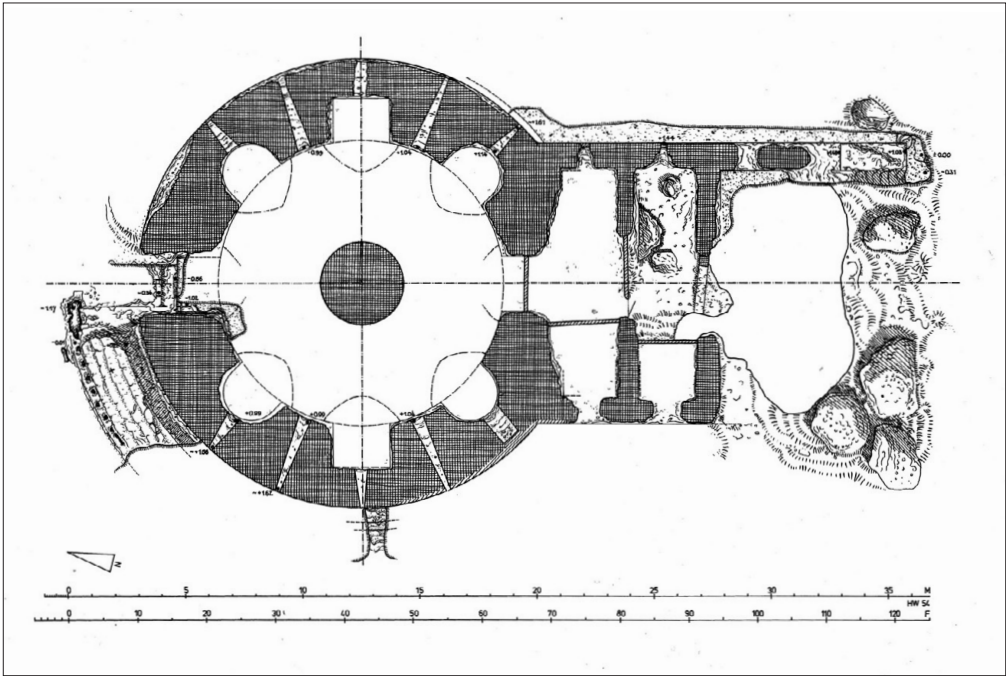


3 Rom. Marcellinus-und-Petrus-Basilika,
Grabung 1956.

Herbst 1953 und im Frühjahr 1956 setzten Deichmann und Tschira die Grabungen am Helena-Mausoleum in größerem Umfang fort – nun mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft – und konnten wesentliche Teile der ursprünglich mit dem Mausoleum verbundenen Basilika der Märtyrer Marcellinus und Petrus aufdecken (Abb. 3). An dieser Grabung nahm Tschiras Assistent Hans Weighart teil. Außerdem wirkte eine Gruppe von bis zu sechs Arbeitern mit. Gleichzeitig führte Tschira mit seinem Assistenten Bauaufnahmen an zwei weiteren Bauten durch: am Mausoleum bei Tor de' Schiavi an der Via Praenestina mit Hans Weighart und Paul Bialek, begonnen im November 1953, weitergeführt im September/Oktober 1954 (Abb. 4) und am benachbarten Oktogon

der Villa der Gordiane mit Friedrich Rakob. Im April 1957 schloss Tschira zusammen mit Frank Zander Untersuchungen am Oktogon innerhalb einer Villa bei Palestrina an. Danach war Tschira durch seine zunehmenden Verpflichtungen als Lehrstuhlinhaber nicht mehr in der Lage, die Arbeiten selbst weiterzuführen. – Walter Haas erzählte mir einmal, Tschira habe ihm auf einer Koldewey-Tagung gesagt: „Aus mir ist zu früh etwas geworden, als dass aus den Rundbauten noch etwas werden kann.“ – Tschira beauftragte in der Folgezeit weitere Assistenten mit Aufnahmearbeiten: Paul Bialek, Alexander Schiller und Frank Zander 1955 und 1957 am Maxentius-Mausoleum und Frank Zander 1958 am sogenannten Pantheon in Ostia, während Deichmann dort kleinere Grabungen vornahm. 1959 arbeiteten Peter Marzolff und Peter Grossman an einem Grabbau an der Via Appia, 11 km vor den Toren der Stadt, dem sogenannten Torraccio del Palombaro. Inzwischen hatte man Bauaufnahmen an elf Bauten in Angriff genommen in der Erwartung, die Arbeiten in absehbarer Zeit zu Ende, das heißt zur Publikation führen zu können, was aber nicht mehr gelang. Die Bauaufnahmen blieben fragmentarisch. Auch viele der bereits ausgeführten Bauaufnahmezeichnungen waren – wie sich später herausstellte – für eine Publikation unzureichend, zumal Vieles nur in Maßskizzen und nicht in ausgearbeiteten maßstäblichen Zeichnungen vorlag.

Tschiras Assistenten waren auch insofern überfordert, da sie sich selbst offensichtlich nie mit römischer Architektur beschäftigt hatten. Paul Bialek saß an einer Dissertation über den Karlsruher Architekten Wilhelm Jeremias Müller, die 1956 zur Promotion führte. Hans Weighart ar-



4 Rom, Mausoleum bei Tor de' Schiavi, Untergeschoss-Grundriss, Bauaufnahme.

beitete über die Stadtkirche Sankt Martin zu Lauingen. Diese Arbeit kam 1958 zum Abschluss. Und all diese Mitarbeiter waren auch wohl nie vorher in Italien gewesen. So fand ich in den Aufzeichnungen der Grabung am Helena-Mausoleum statt des Terminus „cappellaccio“ als der korrekten geologischen Bezeichnung für die granulöse obere Decke der Tuffschichtungen die Bezeichnung „cappuccino“ (die damals in Deutschland offenbar noch gänzlich unbekannt gewesen war). Mir selbst wäre später beinahe etwas Ähnliches passiert: Zur Identifizierung der Marmorfragmente am Maxentius-Mausoleum hatte ich Adolf Hoffmann gebeten, der hier seine Erfahrungen an der Villa Hadriana gemacht hatte. Es waren unter anderem die Sorten Cipollino und Bardiglio. Ich hatte aber dann in meinem

Manuskript versehentlich geschrieben: Cipollino und Bardolino. Bardolino aber ist ein leichter süffiger Rotwein aus Venetien südöstlich des Gardasees.

Eine weitere Schwierigkeit bestand darin – bedingt durch Kriegs- und Nachkriegszeit oder durch geringere Erwartungen an die Ergebnisse; wie auch immer –, dass man offensichtlich nur mit bescheidenen Hilfsmitteln arbeiten konnte. So stand für die Bauaufnahme kein Theodolit zur Verfügung. Man behalf sich mit einer teils sehr komplizierten und auf den Aufnahmeskizzen schwer entwirrbaren Triangulation. Auch Gerüste für die Erfassung der zum Teil bis zu 20 m aufgehenden Mauerenteile wurden nur in begrenztem Umfang errichtet. So konnten gerade die für den Bautypus ausschlaggebenden Kuppel-

flächen als die letztlich raumbestimmenden und konstruktiv interessanten Bestandteile der Monumentengruppe nur sehr unvollständig erfasst werden, meist nur mit einem Profil für die Schnitt-Darstellung. Deichmann sagte mir später, dass es der Unternehmung in gewisser Weise zugutegekommen sei, dass sie erst viel später weitergeführt wurde. An die heutigen Möglichkeiten der Bauaufnahme¹⁰ und auch der Publikation sei damals gar nicht zu denken gewesen.

Im Frühjahr 1960 kamen Deichmann und Stettler schließlich überein, Tschira zu bitten, für die Druckvorbereitung der Stettlerschen Bauaufnahmezeichnungen von S. Constanza einen Mitarbeiter bereitzustellen, woraufhin Tschiras Hilfsassistent Karlfriedrich Ohr zunächst in der Schweiz diese Zeichnungen ausarbeitete. Doch es zeigte sich auch hier, dass der vorliegende Bestand für eine Publikation nicht ausreichte. Er wurde daraufhin von ihm im Herbst 1961 und im Frühjahr 1962 in Rom komplettiert, 1962 in Zusammenarbeit mit seinem Kommilitonen Wolfgang Lischer. Als letztes ergänzte Peter Grossman 1963/64 die Bauaufnahmen am sogenannten Tempel der Minerva Medica. Danach kamen die Arbeiten gänzlich zum Erliegen. Die bis zu diesem Zeitpunkt von jedem der elf bearbeiteten Bauten mehr oder weniger umfangreich vorliegenden Bauaufnahmeskizzen und -zeichnungen und teilweise Texte waren von keinem der Bauten so weit gediehen, dass sie zur Vorbereitung einer abschließenden Publikation ausgereicht hätten.

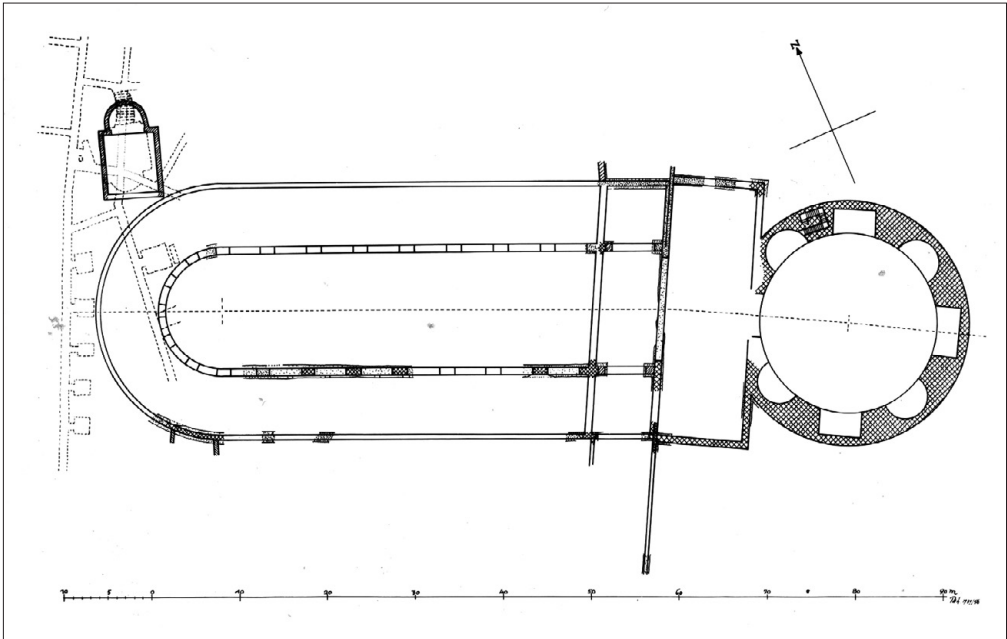
Um trotz Tschiras Beanspruchungen wenigstens die bedeutenden Ergebnisse der Bauaufnahmen und Grabungen am Helena-Mausoleum zu einer vorläufigen Veröffentlichung zu bringen, war Deichmann noch 1956 nach Karlsruhe gereist, um gemeinsam mit Tschira einen Bericht vorzubereiten, der 1957 im Jahrbuch des DAI erschien¹¹. Diese ausführliche Darstellung, in der Tschira die Beschreibung des Baubefunds und die typologische Einordnung übernahm, während Deichmann sich mit dem historischen und kultischen Hintergrund auseinandersetzte, lässt jedoch bereits mehrere wichtige Resultate der Unternehmungen erkennen. Im Umgang mit den baulichen Relikten und ihrer Deutung zeigt sich hier nun besonders Tschiras Erfahrung und Sicherheit in der Beobachtung und Beurteilung von Bausubstanz. Aufsehenerregend waren zunächst natürlich die Entdeckung und Rekonstruktion der Coemeterialbasilika der Heiligen Marcellinus und Petrus, deren Annex das Mausoleum war (Abb. 5).

Von hoher Bedeutung für die Erforschung der Zentralbauten war die Rekonstruktion der Ausstattung der Rotunde. Tschira hatte bei den Aufmaßarbeiten festgestellt, dass – wie er im Vorbericht schreibt – „der Bau bis zum Kuppelansatz inkrustiert war“¹², nachweisbar durch die regelmäßige Anordnung der Löcher im Mauerwerk, in denen die Dübel zu Befestigung der Marmorplatten gesessen hatten, sowie durch Fragmente von Marmorplatten, die bei der Grabung gefun-

10 Zur Erfassung der Kuppelflächen wurde ab 1986 die Photogrammetrie eingesetzt.

11 JdI 72 (1957) S. 44-110.

12 JdI 72 (1957) S. 58.



5 Rom, Marcellinus-und-Petrus-Basilika und Helena-Mausoleum, Grundriss, Bauaufnahme

den wurden. So begann Tschira am 23. September 1953, die Koordinaten aller vorhandenen Dübellöcher zu erfassen, um daraus das System der Inkrustation zu rekonstruieren. Der unmittelbare Anstoß dazu muss die Vermessung von Dübellöchern zum Nachweis der Ausstattung an einigen Wandteilen der Caracallathermen gewesen sein, die Erika Brödner in ihrer Dissertation: „Untersuchungen an den Caracallathermen“¹³ 1951 veröffentlicht hatte¹⁴, angeregt wiederum durch ihren Lehrer Daniel Krencker, der als

erster die Aufteilung der Platten aus dem Dübellochreihen erkannt hatte¹⁵. Tschira ging wenig später in seiner Rezension der Brödnerschen Arbeit¹⁶ auf diesen Sachverhalt ein. Von diesen Anhaltspunkten ausgehend, konnte er erstmalig das gesamte Ausstattungssystem eines römischen Innenraums rekonstruieren¹⁷ (Abb. 6). Dadurch angeregt veranlasste Tschira noch während der Erfassung der Spuren am Helena-Mausoleum auch die Vermessung der Dübellöcher am Mausoleum bei Tor de' Schiavi (ab 8. Oktober 1953).

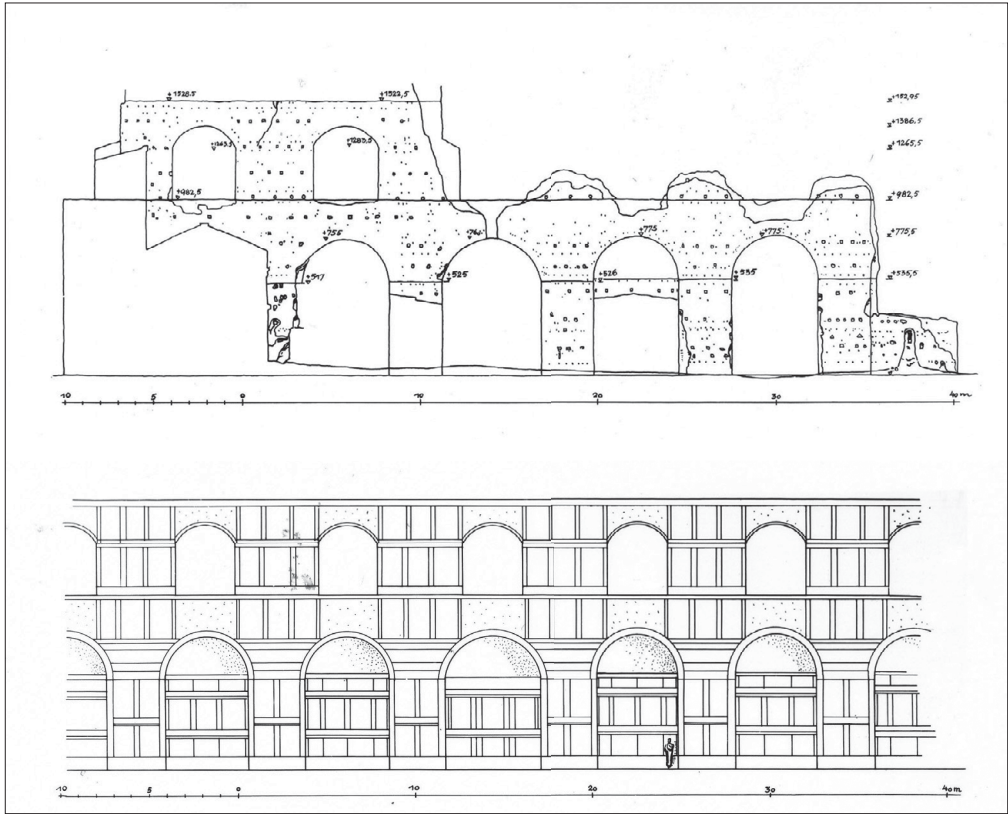
13 E. Brödner, *Untersuchungen an den Caracallathermen* (Zürich 1951). Die Dissertation war bereits 1939 abgeschlossen, konnte aber kriegsbedingt erst 1951 gedruckt werden.

14 E. Brödner a.O. 22 Taf. 6.

15 D. Krencker u.a., *Die Trierer Kaiserthermen I* (Augsburg 1929) S. 307, Abb. 455, 456.

16 *Gnomon* 28 (1956) S. 629.

17 *JdI* (1957) S. 58f., Abb. 20.



6 Rom. Helena-Mausoleum, Abwicklung der inneren Ringmauerfläche mit dem Bestand der Dübellöcher und Rekonstruktion des Inkrustationssystems.

Dieses Rekonstruktionsverfahren wurde daraufhin übernommen von Friedrich Rakob in seiner Dissertation über die Piazza d'Oro in der Villa Hadriana¹⁸ 1967 und von Roland Günter 1968 für die Trierer Palastaula¹⁹. Horst Raabe hat schließlich das Verfahren grundlegend ausgebaut zur systematischen Untersuchung von Technik und Arbeitsablauf an S. Vitale in Raven-

na, publiziert 1976 im zweiten Kommentarband des Ravenna-Werks von Deichmann²⁰. Auf dieser Basis konnten später die Beobachtungen am Helena-Mausoleum und am Mausoleum bei Tor de' Schiavi neu ausgewertet und die Rekonstruktion der Wandverkleidung weiter konkretisiert und detailliert werden. Auch die Kartierung der Dübellöcher an den Wänden des Um-

18 F. Rakob, Die Piazza d'Oro in der Villa Hadriana bei Tivoli (Diss. TH Karlsruhe 1967) S. 14, 21, 23, 25f., Abb. 4, 5, 7.

19 R. Günter, Wand, Fenster und Licht in der Trierer Palastaula und in spätantiken Bauten (Herford 1968) S. 16 mit Anm. 25; S. 66-68, Abb. 1, 4, 5.

20 F. W. Deichmann, Ravenna, Kommentar II (Wiesbaden 1976) S.118-135, Fig. 29-38.

gangs und im Obergaden von S. Costanza, die Karlfriedrich Ohr im Frühjahr 1962 vorgenommen hatte, und die später darauf aufgebaute Rekonstruktion – hier in Kombination mit Angaben in zeichnerischen Darstellungen des Raums vor der Zerstörung der Inkrustation – gehen auf diese Erfahrungen zurück.

Ein weiteres und von der Ausstattung nicht zu trennendes Charakteristikum der Rotunde ließ sich aus den Proportionen der Hauptabmessungen ableiten. Tschira war aufgefallen, dass der innere Durchmesser zur Gesamthöhe in einem Verhältnis von fast genau 4 zu 5 stand und zur Höhe bis zum Kuppelansatz von etwa 4 zu 3²¹. Er schloss daraus, da diese Werte Rohbaumaße waren, dass erst der Ausbauzustand nach der Ausführung der gesamten Ausstattung (Pavimente, Inkrustationen, Stuck und Mosaikflächen) klare Werte ergab. Diese Beobachtungen konnten später im Rahmen genauer, den gesamten Bau er-

fassender metrologischer Untersuchungen eindeutig bestätigt werden, nicht nur an diesem Bau, sondern auch an weiteren Beispielen der Unternehmung. Es zeigte sich, dass die Entwürfe in ihren Abmessungen von sehr einfachen, auf Modulen aufgebauten Proportionen ausgingen, was in der bisherigen archäologischen Forschung nicht bekannt gewesen war. So waren am Helena-Mausoleum die Abmessungen auf Vielfache von 17 römischen Fuß (ca. 5 m) aufgebaut, am Tempio delle Tosse von 10½ Fuß (ca. 3,1 m), am Mausoleum bei Tor de' Schiavi von 7 Fuß (ca. 2 m) und am Maxentius-Mausoleum von 8 Fuß (ca. 2,35 m). Diese Module waren jeweils Grundlage für den gesamten Entwurf.

Erst ab 1977 konnte das Unternehmen am Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe weitergeführt werden. Fünf der Bauten sind inzwischen in alle Details erfassenden Monographien publiziert worden.

21 JdI 72 (1957) S. 57f.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: A. Tschira, 1941.

Abb. 2: A. Tschira, 1941.

Abb. 3: Foto: R. Sansaini.

Abb. 4: H. Weighart, 1954.

Abb. 5: A. Tschira, 1956.

Abb. 6: A. Tschira, 1956.

Arnold Tschiras Beitrag zur Mittelalter-Archäologie

Peter Marzolff

Der gelernte Architekt Tschira war in Italien und Griechenland als Bauforscher in der Archäologie geschult und geprägt worden. Als er in Deutschland seinen Platz in der Wirkensfreiheit der Forschung gefunden hatte, wurde es ihm wichtig, die am Mittelmeer erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse auch in seiner Heimat anzuwenden; von seinem Patriotismus – einem betont almannischen Patriotismus – legen schon die kleineren baugeschichtlichen Arbeiten seiner Jugendzeit Zeugnis ab¹. Die Ausdehnung der archäologischen Bauforschung auf das Mittelalter war damals erst im Kommen, mit ihr eröffnete sich für Arnold Tschira eine Möglichkeit, nicht Mitläufer, sondern Schrittmacher zu sein.

Dass Architekten in der Archäologie tätig werden, war namentlich in der deutschen Forschungsgeschichte seit Wilhelm Dörpfeld und Robert Koldewey kein Novum mehr. Dem Architekten kommen dabei zwei Eigenschaften zugute – sei es angeboren, sei es anerzogen. Zum einen ist es der Ordnungssinn, schon bei der Organisation, dann bei der Durchführung des Grabungsbetriebes. Zum anderen ist es das räumliche Vorstellungsvermögen, sowohl bei der Planung als bei einer späteren Ausweitung der Grabungsziele. Und nicht zu unterschätzen ist eine künstlerische Gabe bei der schriftlichen und bildlichen Präsentation der Ergebnisse.

Für seine Studienfreunde ist Tschira eher ein „Gelehrter“ gewesen, den Nichtarchitekten konnte er aber auch als Künstler auffallen. Er zeichnete und malte mühelos, und er konnte bei guter Stimmung sehr gut erzählen. Zu erwähnen ist auch sein Engagement für die Architektur-Photographie, bei welcher er keine Nachlässigkeit duldete. Er reagierte empfindlich, wenn von einer Seite nicht der Wissenschaftler, von anderer Seite nicht der Künstler in ihm ohne Vorbehalt gewürdigt wurde. Dieser Zwiespalt seiner Natur hat sowohl ihm, als auch seiner Umgebung oft zu schaffen gemacht. Wer solches in Kauf nahm, war gleichzeitig beeindruckt von einer außerordentlich breiten Bildung und von einem damit verbundenen sicheren, nicht zu Konzessionen geneigten Qualitätsbewusstsein. Tschira, welcher dem Kleinbürgertum entstammte, das die Freiheitsbewegung von 1848/49 mitgetragen hatte, pflegte eine Geschichtsbetrachtung, die nicht „von oben her“ bestimmt war, – heute würde man seine Anschauungsweise als strukturalistisch bezeichnen.

Als Tschiras Beitrag zur Mittelalter-Archäologie sollen im folgenden fünf Plätze angeführt werden, an denen er in eigener Verantwortung tätig wurde, nämlich Burgheim bei Lahr, Sulzburg im Markgräfler

¹ Früheste mir bekannte Veröffentlichung: W.A. Tschira, Wasserburgen im Breisgau, in: Bad. Heimat 16, 1929, S. 165-177.

Land, Gottesau bei Karlsruhe, Schwarzach bei Bühl und Ettlingen, dazu zwei Beispiele von Plätzen, an denen er als Berater zugezogen worden ist. Sehen wir einmal ab von den internen Jahresberichten für die Träger der Unternehmungen wie z.B. die Deutsche Forschungsgemeinschaft, so besitzen wir nur zu drei Plätzen Publikationen von Tschiras eigener Hand; im Falle Schwarzach wurden einige jener Berichte in eine postume Veröffentlichung eingefügt². Die wichtigsten Ursachen für das Fehlen von Veröffentlichungen Tschiras zu diesen Unternehmungen sind gewiss sein sich in den letzten Jahren verschlechternder Gesundheitszustand und sein gleichwohl unerwartet früher Tod. War an einem der Plätze die römische Vorgängerbebauung unmittelbar greifbar gewesen, so musste sich der ausgewiesene Fachmann für römisch-antike Bauwerke an anderen Stellen mit verschleppten Resten oder Streufunden begnügen, – diese Einschränkung forderte ihm die Zuwendung zum Mittelalter schon ab.

Nicht vergessen werden soll hier, dass Arnold Tschira als Hochschullehrer mehrere Dissertationsthemen zur mittelalterlichen Baugeschichte vergeben hat, von denen besonders die Arbeit von Lothar Leonards über die frühen Dorfkirchen rechts des Oberrheins für unser Thema relevant ist. Und schließlich ist hinzuweisen auf Tschiras Bemühungen um die Einrichtung einer speziellen Forschungsstelle für Mittelalter-Bauforschung an der Karlsruher Hochschule, welcher sein Tod und die Umstände hernach einen Riegel vorgeschoben haben. Wenden wir uns den einzelnen Forschungs-

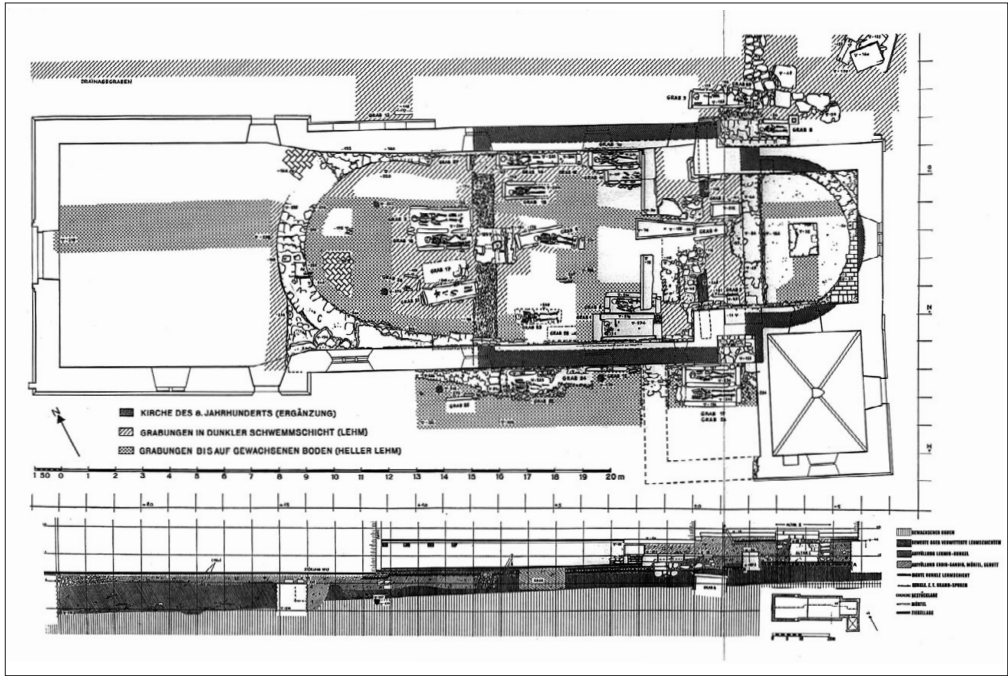
unternehmungen zu. Die Pfarrkirche St. Peter von **Burgheim** liegt in der Vorhügelzone der oberen Ortenau, in Sichtweite von Straßburg. Schon der Ortsname lässt auf ein hohes Alter und antike Wurzeln schließen. Ab dem hohen Mittelalter zugleich als Pfarre der nun zu ihren Füßen gegründeten Stadt Lahr dienend, wuchs das Gotteshaus an Umfang und Qualität der Ausstattung über den Standard einer normalen Landkirche hinaus.

Ich wurde hier getauft und wurde hier schon in meinen Schülerjahren als freiwilliger Helfer auf eine künftige Tätigkeit als Ausgräber vorbereitet. Einer meiner Gymnasiallehrer hatte, um der geplanten Bauinstandsetzung zuvorzukommen, eine Rettungsgrabung in Gang gebracht. Es wurden Adelsgräber mit unerhört reichem Inventar entdeckt. Das zuständige Denkmalamt reagierte bemerkenswert rasch und berief Spezialisten, darunter einen Bauforscher in Person von Arnold Tschira zusammen mit seinen Schülern Dankwart Leistikow und Lothar Leonards. Tschira hatte seinerseits einen persönlichen Bezug zu diesem Ort: keine zwei Kilometer entfernt, an landschaftlich schöner Stelle, erhebt sich das Denkmal für seinen Großvater, welcher einer der Lahrer Protagonisten der badischen Bewegung gewesen war.

Das Ergebnis der Untersuchungen war für das Jahr 1955, als man noch recht unklare Vorstellungen von der Christianisierung der Alemannia hatte, aufsehenerregend³ (Abb. 1). Die genannten Gräber erwiesen sich als Bestandteile eines in Stein ausgeführten Kirchenbaues, der in das 7. Jahrhundert zu datieren war. Auch der Nachfolge-

2 A. Tschira u.a., Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach (Karlsruhe 1977).

3 A. Tschira, Ausgrabungen in der Kirche St. Peter in Lahr, Stadtteil Burgheim, in: Neue Ausgrabungen in Deutschland (Berlin 1958), 477-483; A. Eckerle, Merowingische Gräber im Bereich der Kirche St. Peter ...: ebenda S. 484-491.



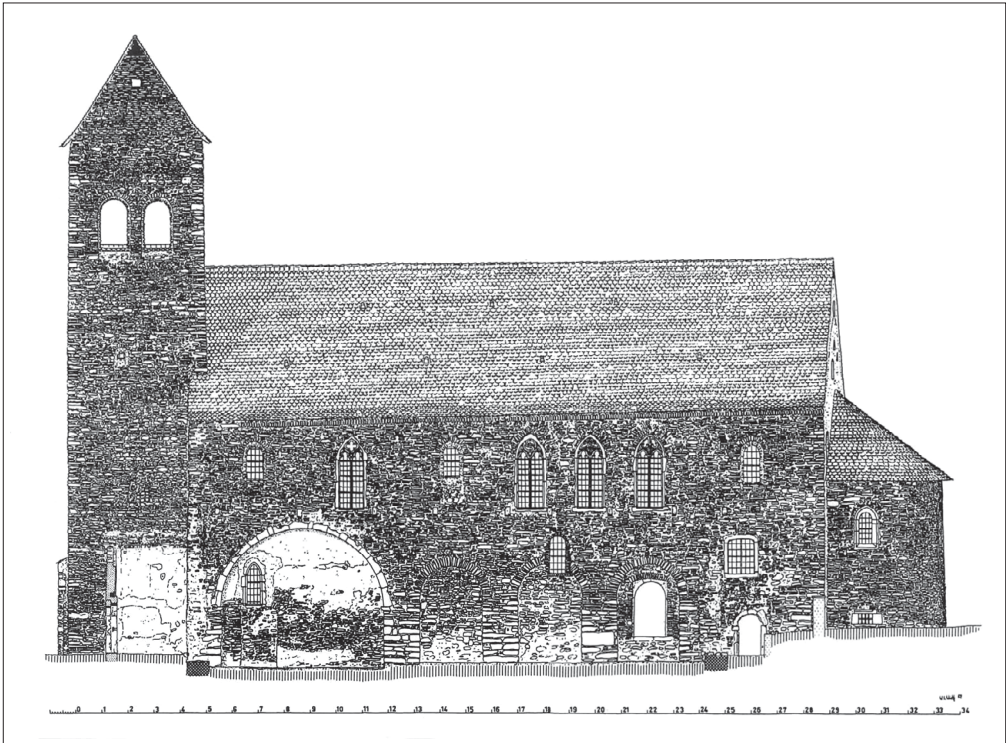
1 Lahr-Burgheim, Grabungsplan, Grundriss und Lageprofil der Kirche St. Peter.

bau, der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zuzuweisen, ist bemerkenswert. Er besitzt zu der üblichen Ost-Apsis noch eine geräumige West-Apsis und befindet sich damit in Gesellschaft zweier ungefähr gleichalter südwestdeutscher Klosterkirchen, zu Sulzburg und Reichenau Oberzell⁴. Leider ließ sich infolge späterer Eingriffe nicht klären, ob diese Apsis wie dort als eine repräsentative Haupteingangsnische gedient hatte oder aber als Raum für weitere ranghohe Bestattungen, z.B. in dem (allerdings verschoben vorgefundenen) burgundischen Kalkstein-Sarkophag, der für sich schon hier, rechts des Rheins, ein Unikum ist. Erst der dritte Bau, aus dem 12. Jahrhundert, sollte mit seinem stattlichen Ostturm

den vertrauten Typus der Ortenauer ländlichen Kirchen übernehmen, um hernach aber noch den Bedürfnissen der hinzugewachsenen Gemeinde Lahr angepasst zu werden. Erwähnt sei noch, dass das erwartete römerzeitliche Substrat sich in Gestalt von diversen Mauerresten und Trümmergut nachweisen ließ, am eindrucksvollsten mit den Werkstücken eines mutmaßlichen Brunenschachtes.

Als ich mich bald nach dieser Grabung bei Tschira in Karlsruhe meldete mit dem Wunsch, in seinem Institut beschäftigt zu werden, erkundigte er sich nach meiner Vorgeschichte und übertrug mir daraufhin die Ausarbeitung der Burgheimer Publikationszeichnungen. Dies war also mein aus-

⁴ Erst nach dem Kolloquium wurde bekannt die W-Apsis der frühen Pfarrkirche des nahen Eichstetten. – Im weiteren Umkreis ist zu erwähnen eine westliche Apsis des Vorgängers der Ellwanger Stiftskirche.



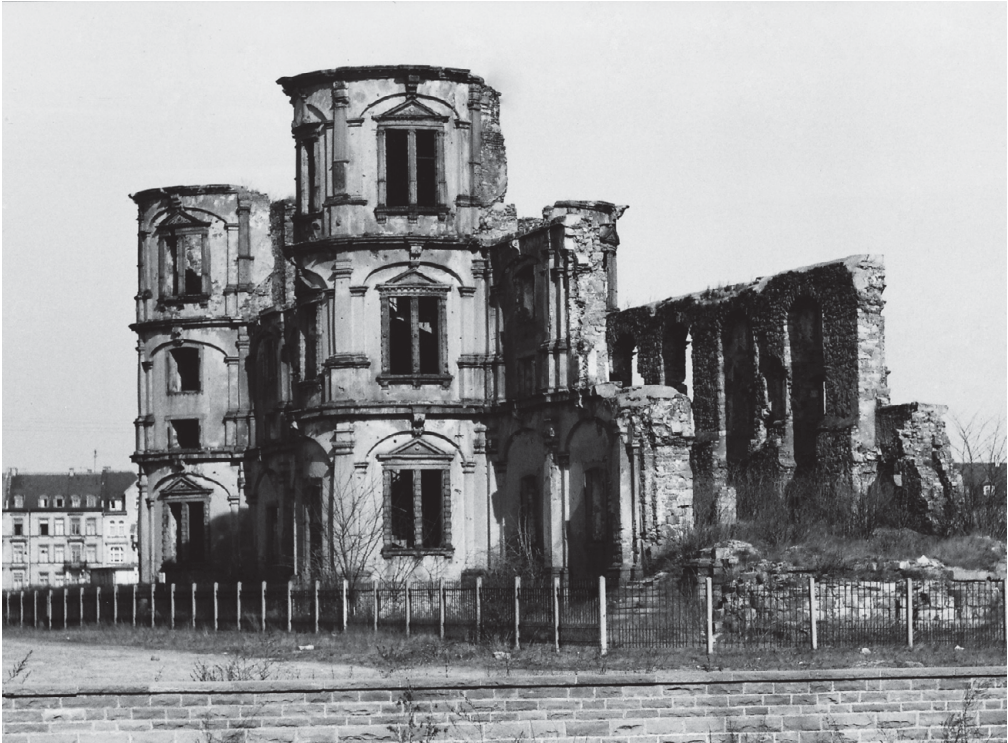
2 Sulzburg, Aufriss, Ansicht von Süden.

grabungswissenschaftlicher Erstling; der große Gesamtplan ist erst kürzlich kopiert und unter anderem Namen als Probe „moderner“ Grabungsdokumentation wieder auf den Markt gebracht worden.

Auch nach **Sulzburg**, in einem Tal des südlichen Schwarzwalds gelegen, wurde Tschira gerufen, um die von anderer Seite begonnene Arbeit fortzusetzen. Von diesem Benediktinerinnenkloster kannte man sehr wohl das Gründungsdatum 993, von seiner Kirche St. Cyriak war aber nur ein Torso übriggeblieben, welcher recht und schlecht als Friedhofskapelle diente. Man

trug sich mit dem Gedanken, die ursprüngliche Gestalt nicht nur mittels der Grabung zu klären, sondern sie auch baulich wiederherzustellen durch die Wiedererrichtung der Seitenschiffe, so, wie dies später auch in Steinbach bei Michelstadt und schließlich auch in Schwarzach geschehen sollte. Tschira gelang es, bevor er sich von seinem Auftrag wieder zurückzog, einen altertümlich vorromanischen Basilikalbau zu rekonstruieren, der gut mit dem überlieferten Datum zu verbinden war⁵. Sein Seltenheitswert beruht nicht nur auf der eigentlichen Architektur, für deren Grundriss Tschira ein überzeugendes Aufschnürungsschema

⁵ A. Tschira, Die Klosterkirche St. Cyriakus in Sulzburg, in: Schau-ins-Land 80, 1962, S. 3-38; Ders., Zur Klosterkirche von Sulzburg und ihrer Wiederherstellung, in: Schau-ins-Land 83, 1965, S. 87-114.



3 Schloss Gottesau von SW; Aufnahme 28.02.1960.

herausfand, sondern auch auf den Überresten einer ziemlich komplizierten liturgischen Einrichtung. Von der Westapsis war schon die Rede: sie ist durch einen Turm ersetzt worden, den Tschira mit Bezug auf Einzelheiten am Glockengeschoss ins 13. Jahrhundert datierte. Die Methode der Baumringdatierung, der Dendrochronologie, war damals noch nicht entwickelt gewesen. Hernach erbrachte ein Holz aus diesem Turm das Fällungsdatum 996; das oberste Turmgeschoss allerdings hatte später partiell erneuert werden müssen. Tschira, welcher eher zu Spätdatierungen neigte, wäre nicht gleich einverstanden gewesen. Andererseits hätte er die Genugtuung gehabt, in seiner Heimat den frühesten bekannten Westeingangsturm – einen Vorfahren des

Freiburger Turmes – vorweisen zu können. Von Karlsruhe aus in Burgheim und Sulzburg zu arbeiten, bedeutete, Kisten für Gerätschaften und Koffer für Persönliches in ein Fahrzeug zu laden. Konnte man sich besseres wünschen, als just im Karlsruher Stadtgebiet, keine anderthalb Kilometer vom eigenen Institut entfernt, ein Kloster des Hochmittelalters zu erforschen? Es war bekannt gewesen, dass das Renaissance-Schloss **Gottesau**, nahe der Straße nach Durlach, sich an der Stelle einer im Jahr 1094 gegründeten Benediktinerabtei St. Maria befand (Abb. 3). Eine bestimmte Lesart alter Dokumente ließ sogar vermuten, dass das Schlossgebäude unmittelbar auf Mauerzügen von Kirche und Klausurgebäuden stand. Als man daran ging, das

Gelände im Hinblick auf einen eventuellen Wiederaufbau des vom Krieg schwer getroffenen Bauwerkes neu zu ordnen, gab man Tschira einige Flächen für eine Grabung zur Klärung offener Fragen frei. Das Unternehmen wurde insofern zur Enttäuschung, als die Ausgräber auf einen Friedhof stießen, auf Wirtschafts- und sonstige Nebengebäude verschiedener Perioden und auf Wassergräben; eine Folgegrabung von anderer Hand sollte im Schloss selbst einige übertragene wertvolle Grabmäler sowie zahlreiche, zum Teil bedeutende Spolien zutage fördern, weiteres aber nicht, – das eigentliche Kloster hält sich in dem weitläufigen Areal noch immer verborgen.

Schwarzach, als Benediktinerkloster wiederum zwischen Wasserarmen in der offenen Rheinebene gelegen, sollte reichlich Entschädigung bringen. Die großartige, aber von Missgeschick ebenfalls nicht verschonte hochmittelalterliche Abteikirche SS. Peter und Paul stand zur Instandsetzung und darüber hinaus zum Wiederaufbau verlorengegangener Bauteile an (Abb. 4). Arnold Tschira, diesmal von Beginn an als Leiter des Projektes beauftragt, war von der Unternehmungsfreude jener Jahre durchaus mitberührt, bestand jedoch – wie in Sulzburg – darauf, sich mittels vorhergehender Grabung eine solide Basis für das Verständnis der Geschichte des Denkmals verschaffen zu können.

Inzwischen waren im württembergischen Esslingen mit großem Aufwand und entsprechend publikumswirksam eine große karolingische Kirche und deren Vorgängerbauten ausgegraben worden. Es mochte Tschira reizen, mit solchem Erfolg auch in Baden mithalten zu können. Die schriftliche Überlieferung ließ ja erkennen, dass man sich mit Schwarzach ab dem 9. Jahrhundert



4 Abteikirche Peter und Paul, Schwarzach, von Südosten (vor der Restaurierung).

auf der Stufe der deklarierten Reichsklöster befand. Bezüglich der Anfänge war jene Überlieferung freilich durch Fälschungen und Missdeutungen belastet. Danach habe nicht nur dieses Kloster sich ursprünglich unter einem anderen Namen auf der anderen Rheinseite befunden, sondern sei auch möglicherweise erst mit dem stauferzeitlichen Neubauunternehmen hierher verlegt worden; tatsächlich ließ der stehende Bau nirgends ältere Bestandteile erkennen. Die Chancen einer Grabung waren also (wiederum) ungewiss, und ihre Durchführung wurde schwierig, da der Gottesdienst am Ort zunächst noch nicht aufgegeben werden sollte und da andererseits der von der staatlichen Finanzplanung beherrschte Baubeginn näherrückte.



5 Abteikirche Schwarzach, im nördlichen Seitenschiff, nach W; Aufnahme Herbst 1964.

Aber die Grabungen waren erfolgreich (Abb. 5). Sie erbrachten zwei ohne Hiatus ineinander übergehende ältere Anlagen, jeweils mit einem geräumigen einschiffigen Kirchenbau ähnlich wie in Esslingen als Kern, mit anschließenden, wiederholt veränderten Kapellen und noch weiteren, zum Teil wohl einer Klausur zuzurechnenden Annexen. Gemäß typologischem Vergleich und zuzuordnendem Fundmaterial nimmt die bauliche Sequenz ihren Anfang in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts, womit für den hypothetischen Vorgängerbau im elsässischen Arnulfsau durchaus noch einige Jahre zur Verfügung stünden. Der zweite Kirchenbau, zeitlich ungefähr mit Sulzburg

gleichzustellen, wirkt ungewöhnlich durch einen in den östlichen Langhausteil eingestellten, mächtigen Vierungsturm. Und eine der seitlichen Kapellen zeigt sich ausgezeichnet durch die mit Sorgfalt angelegte Sekundärbestattung von Gebeinen einer auffallend groß gewachsenen Frau. Nach Ausweis einer karolingerzeitlichen Beigabe dürfte dieselbe ursprünglich im ersten Bau geruht und wohl der Stifterfamilie angehört haben. Die Kleinfunde waren – wie zumeist in Kirchen – nicht sehr zahlreich, aber zum Teil recht interessant. Einer der wichtigsten Funde ist das Teil einer kleinfigürlichen Glasmalerei aus Bau II, aus dessen Epoche bislang keine Proben dieser Kunstgattung bekannt gewesen waren⁶. Dazu kommt einiges kleineres und größeres römerzeitliches Trümmergut. Da am Platz selbst keine antike Bebauung nachzuweisen war, dürfte es zumeist aus der Umgebung, im Falle anspruchsvollerer Stücke aber aus dem nicht so fernen Baden-Baden hierher verbracht worden sein.

Auch zu der Kenntnis des dritten, des heute vorhandenen Baues trug nicht nur die Untersuchung vom Gerüst aus, sondern auch die Grabung einiges bei. Derselbe weist in der Tat keinerlei Beziehung zum älteren Bestand auf, er war mit geänderter Orientierung ganz unabhängig errichtet worden (Abb. 6). Hier soll nicht bei seinem zwitterhaften Charakter verweilt werden, mit der Bindung an den damals schon nicht mehr zeitgemäßen Bautypus der „Hirsauer Reform“ einerseits und dem engen Anschluss an aktuelle Bauformen und Bautechniken der Bischofsstadt Straßburg andererseits. Von nicht geringer Bedeutung sind jedenfalls die in Schwarzach gewonnenen Aufschlüsse zur originalen

6 R. Beckmann, Das Schwarzacher Köpfchen, in: Kunstchronik 23, 1970, S. 3-9.



6 Schwarzach, Rekonstruktionsskizze für das nördliche Seitenschiff; Zeichnung A. Tschira.

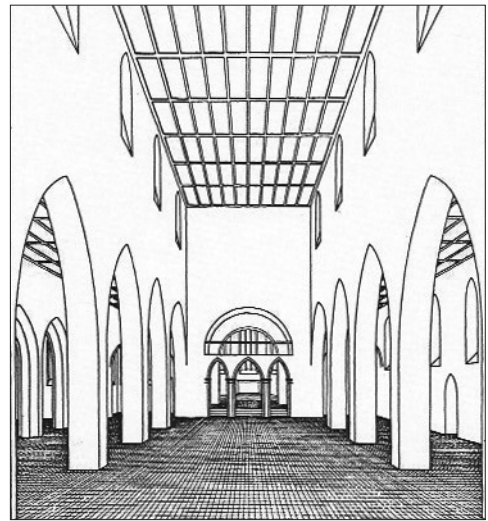
liturgischen Einrichtung einer Klosterkirche der Zeit zum 1200, zumal sie sich nicht recht mit dem theoretischen Modell der Handbücher deckt.

Noch vor Abschluss der Arbeiten in Schwarzach ergab sich ein Anlass, den Gegenstand einer Altgrabung neu zu dokumentieren. Es handelt sich um die zugänglich gebliebenen Bestände im Untergrund der Stadtpfarr- und Kollegiatstiftskirche St. Martin in **Ettlingen**, welche von Karl Wulzinger, dem Lehrer Tschiras und vormaligen Leiter seines Instituts, freigelegt

worden waren. Hier lag nun eine in nichts ungewöhnliche, sondern für die Region lehrbuchmäßig typische Bauabfolge vor:

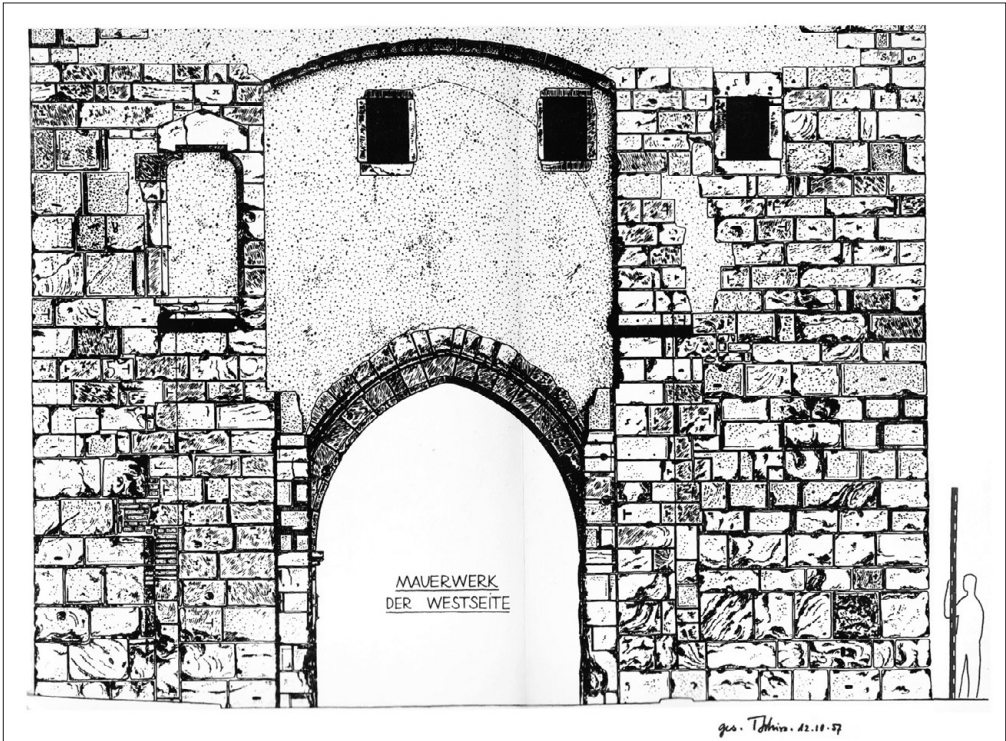
- antikes Badegebäude
- fränkisches Gräberfeld mit Anzeichen eines anstoßenden kleinen Kultbaus
- steinerner Kirchenbau mit Westturm
- Erneuerung mit Austausch des Westturms gegen einen stärkeren Ostturm
- mehrere Etappen einer Bauvergrößerung bis hin zur Anfügung eines Stiftschores⁷; die Zerstörung der Stadt im 17. Jahrhundert veranlasste noch einen weitgehenden, zeitgemäßen Neubau.

Nach ergänzenden jüngsten Grabungen ist zwar die von Tschira gegebene Darstellung der Baugeschichte in einigem abgeändert worden, – wir sind nichtsdestoweniger dankbar für die in seinem Beitrag enthaltene kleine Synthese oberrhein-



7 Ettlingen, Rekonstruierte Innenansicht der spätgotischen Martinskirche.

⁷ A.Tschira, Die mittelalterlichen Baubestände der Stadtkirche St. Martin in Ettlingen, in: Geschichte der Stadt Ettlingen I b (Karlsruhe 1968), S. 7-20 (mit Widmung an K. Wulzinger).



8 Speyer, Erdgeschoss des „Altpörtels“; Bauaufnahme P. Marzolff.

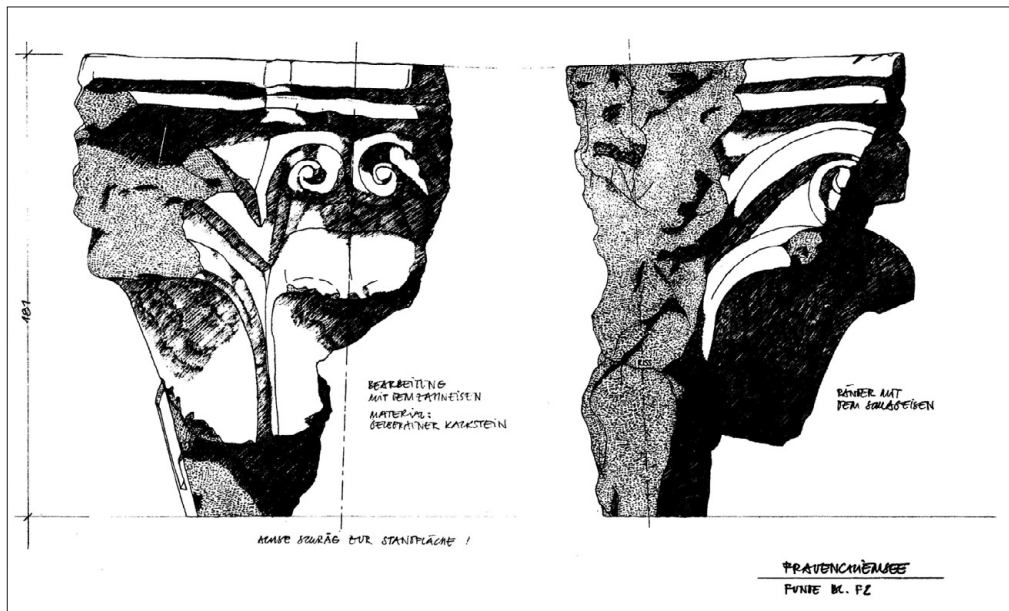
schen Kirchenbaues des 11. Jahrhunderts und erkennen zudem sein Verständnis für Fragen der Frühgeschichte (Abb. 7).

Zu den eben dargestellten eigenen Unternehmungen Tschiras kam die wiederholte beratende Mitwirkung bei fremden baugeschichtlichen Untersuchungen. Ich nenne hier nur solche Beispiele, an welchen ich selbst durch seine Vermittlung beteiligt gewesen bin. Dies ist zum einen die Untersuchung des großen Stadttorturmes von **Speyer** aus dem Hochmittelalter, des sogenannten Altpörtels, welche zu einem recht befriedigenden Ergebnis führte und auch bald veröffentlicht wurde⁸ (Abb. 8).

Zum anderen ist es die große Grabung samt Bauuntersuchung in dem Inselkloster **Frauen-Chiemsee**, speziell in dessen mehrperiodiger Abteikirche und in der frühmittelalterlichen Torhalle. Hier blieben die Resultate der Karlsruher Mitwirkung wegen Meinungsverschiedenheiten zur Datierung der Befunde größtenteils unpubliziert (Abb. 9).

Wie wir schon erfuhren, endete Tschiras Beitrag zur Mittelalterarchäologie mit einer Hommage für seinen Vorgänger auf dem Lehrstuhl, dessen Assistent er zudem gewesen war. Niemand ahnte damals, dass bald danach und auch später seine

⁸ J. Behles, Das Altpörtel zu Speyer (B.-Baden / Straßburg 1959).



9 Frauen-Chiemsee, karolingisches Kapitell aus der Abteikirche, Zeichnung P. Marzollf.

eigenen Assistenten und andere Mitarbeiter sich bemühen sollten, wenigstens in knappen Veröffentlichungen dem *opus magnum* Schwarzach noch gerecht zu werden – nachdem die Notwendigkeit, ohne seine Mitwirkung sich neue Arbeitsgebiete zu suchen, sie daran gehindert hatte, die systematische und intensive Bearbeitung der Grabungsergebnisse langfristig weiterzuverfolgen. Immerhin können hierbei sechs selbständige Publikationen benannt werden⁹ und fünf Lemmata in Nachschlagewerken.

Ich will nicht verschweigen, dass meine Biographie sich von der Biographie Tschiras, an welcher sie für etliche Jahre stark orientiert gewesen war, schon vor seinem Tode wieder löste. Dies ändert nichts daran, dass ich ihn nach wie vor als meinen eigentlichen Lehrer zu bezeichnen habe und dass er mir einen Berufsweg gewiesen hat, mit dem ich bis heute einverstanden bin.

⁹ Außer dem in Anm. 6 genannten Titel sind zu nennen: Institut für Baugeschichte an der Universität Karlsruhe (Hg.), Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach. Gedenkschrift für Arnold Tschira (Bühl 1969, mit Beiträgen von J. Göricke, P. Marzollf, G. Vilmar u.a.), in zweiter, ergänzter Auflage als der in Anm. 2 genannte Titel; P. Marzollf, Die Abteikirche Schwarzach. Große Baudenkmäler 237 (München / Berlin 1969/91); Ders., Ausgrabungen in der frühmittelalterlichen Abtei Schwarzach, in: Archäolog. Korrespondenzbl. 1, 1971, S. 61-64; Ders., Die frühmittelalterliche Abtei Schwarzach, bei: W. Müller (Hg.), Die Klöster der Ortenau (Offenburg 1978), S. 241-263; Ders., Die Abtei Schwarzach, bei: N. Krohn / Alemann. Institut Freiburg (Hg.), Kirchenarchäologie heute (Darmstadt 2010), S. 250-268. H. Ders., Zur Baugeschichte der mittelalterlichen Abteikirche, bei: M. Walter (Hg.), Münster und Kloster Schwarzach Geschichte, Architektur und Gegenwart. Veröff. d. Kreisarchivs Rastatt 12 (Rastatt 2016), S. 155-162.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1:** Neue Ausgrabungen in Deutschland (Berlin 1958), Beilage 1.
- Abb. 2:** A. Tschira, Die Klosterkirche St. Cyriakus in Sulzburg, in: Schau-ins-Land 80, 1962, S. 28, Abb. 7; Zeichnung Walter Wirth.
- Abb. 3:** Aufn. P. Marzolff.
- Abb. 4:** Aufn. A. Tschira.
- Abb. 5:** Aufn. P. Marzolff.
- Abb. 6:** SAAI Nachlass A. Tschira.
- Abb. 7:** A. Tschira, Die mittelalterlichen Baubestände der Stadtkirche St. Martin in Ettlingen, in: Geschichte der Stadt Ettlingen I b (Karlsruhe 1968), Abb. S. 20, Zeichnung G. Vilmar.
- Abb. 8:** Josef Behles, Das Altpörtel zu Speyer (Baden-Baden/Straßburg 1959), Tafel II, Bauaufnahme P. Marzolff.
- Abb. 9:** Zeichnung P. Marzolff. - Der heutige Verbleib ist unbekannt.

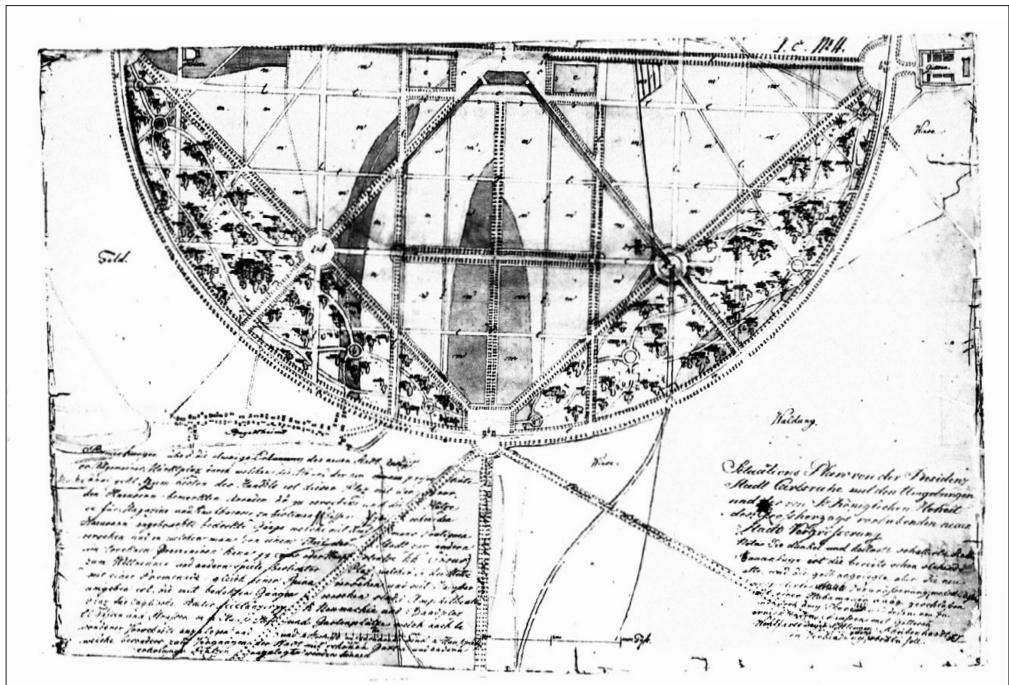
Der sogenannte Tulla-Plan zur Vergrößerung der Stadt Karlsruhe

Gottfried Leiber

„Habent sua fata libelli“, sagt der Lateiner, Bücher haben ihre Schicksale. Doch nicht nur Bücher. Plänen ergeht es zuweilen ähnlich, städtebauliche dabei nicht ausgenommen. So etwa einem Entwurf, der die Kriegsstraße in Karlsruhe nach Süden mutig überschreitet und dabei eine größere Fläche auf Beiertheimer Gemarkung zur baulichen Erweiterung der Stadt verein-

nahmt (Abb. 1). Kurt Ehrenberg hat diesen Plan erstmals 1909 in seiner Dissertation über „Die Baugeschichte von Karlsruhe 1715 – 1870“ als Umzeichnung vorgestellt und Ingenieur Johann Gottfried Tulla als Autor zugeschrieben, denn auf einem zweiten Plan, der die vorhandene Stadt samt der südlichen Vergrößerung zeige, sei Tulla als Verfasser namentlich genannt¹.

1 Kurt Ehrenberg, Baugeschichte von Karlsruhe 1715 – 1870. Bau- und Bodenpolitik. Eine Studie zur Geschichte des Städtebaus, Karlsruhe 1909, S. 115.



1 Entwurf zur Vergrößerung der Residenzstadt Karlsruhe südlich der Kriegsstraße, 1812.

Ehrenberg beklagte im Übrigen, dass in den historischen Schriftstücken über das dargestellte Stadtvergrößerungsprojekt keinerlei Auskünfte zu finden seien. Noch um 1930 schloss sich der renommierte Karlsruher Bauhistoriker Arthur Valdenaire der Auffassung Ehrenbergs ohne Einschränkung an².

Arnold Tschira indessen hegte schon lange Zeit erhebliche Zweifel, er vermutete Friedrich Weinbrenner als Verfasser. Fünfzig Jahre nach der Veröffentlichung der Arbeit Ehrenbergs gab ihm die Festschrift zum 60. Geburtstag Dr. Eberhard Knittels die Gelegenheit, den besagten Stadtvergrößerungsplan unter die Lupe zu nehmen und zugleich die Bedeutung der Stadtvergrößerung Karlsruhe im Werk Friedrich Weinbrenners näher zu erforschen.

Tschira gelang hierbei, das zugehörige Planmaterial im Generallandesarchiv zu ermitteln und mit Akribie sachgerecht zu interpretieren. Die Veröffentlichung der Abhandlung mit der erstmaligen Abbildung der Pläne folgte³.

Arnold Tschira hatte das Augenmerk hauptsächlich auf drei Fragen gerichtet. Einmal: Ist der von Ehrenberg erwähnte Stadtvergrößerungsplan in der vorliegenden Form vollständig, wie kam er zustande? Ferner: Wann entstand die Planung? und zuletzt: Stammt der Stadtvergrößerungsplan tatsächlich von Tulla oder nicht eher von Friedrich Weinbrenner?

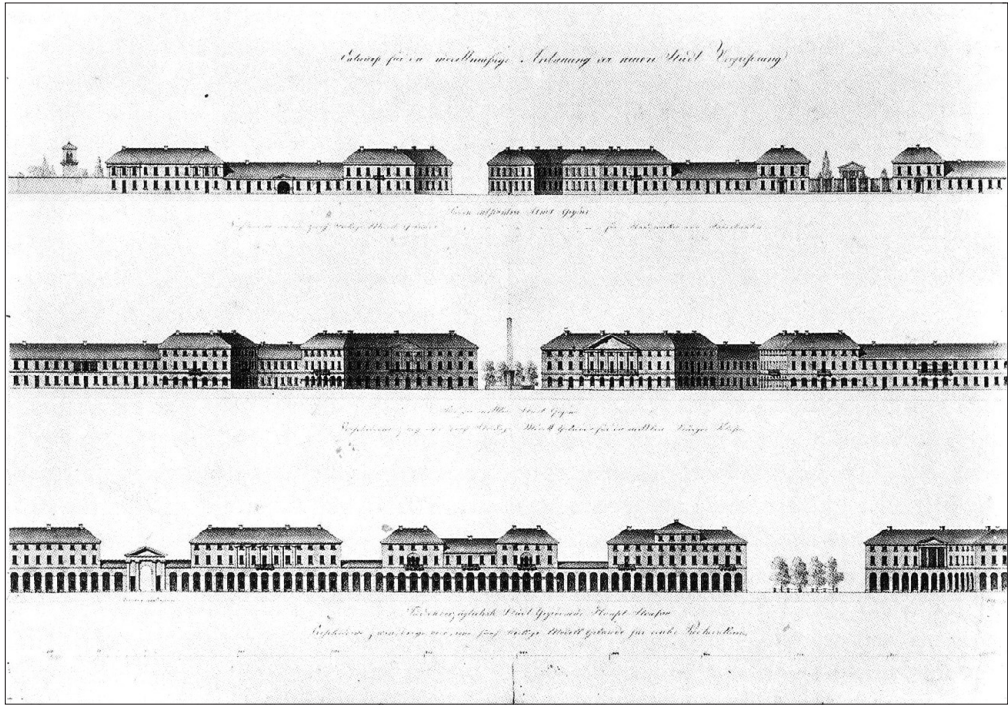
Sehen wir uns zunächst den besagten Stadtvergrößerungsplan näher an. Das von einer

Ahamauer umgrenzte Stadtgebiet soll sich weit, auf das Zweieinhalbfache des bisherigen Umfangs, ausdehnen. Der halbkreisförmige neue Stadtteil ist geometrisch aus der alten Stadt entwickelt, der vorhandene Straßenfächer mit neuen geometrischen Figuren vereint. Als räumliche Schwerpunkte im Neubaugebiet stechen zwei Rundplätze hervor, der westliche ist für ein Amphitheater, der östliche für Naumachien, für Seeschlachten, und zum Baden bestimmt. Auf dem mit „Circus“ bezeichneten Zentrum in Form eines lang gestreckten Platzes sollen „Wettrennen und andere Spiele“ stattfinden. Drei neue Tore mit begrünten Plätzen schließen das Neubaugebiet am West- und am Ost-Ende der Kriegsstraße sowie im Süden am Ende der mittleren Hauptachse. Auffallend durchziehen von Bäumen flankierte Straßen die Quartiere. Auf der Ostseite fließt die Alb, auf der Westseite ist von weither kommend ein Murgkanal projektiert. Die beiden Flussläufe münden südlich des Ettlinger Tors in ein Wasserbecken – mitten in einem von Magazinen, Kaufhäusern und Handwerksläden gesäumten Marktplatz. Als Bebauung im südwestlichen und südöstlichen Randbereich sind in Grün eingebettete 1- und 2-geschossige Häuser mit freiem Blick in die Landschaft geplant, im Kerngebiet hingegen solche mit bis zu 5 Stockwerken. Ein erhaltenes Blatt mit Modell-Fassaden für die Straßenrandbebauung macht diese städtebauliche Planung anschaulich (Abb. 2).

Tschira interessierte sich zunächst für die fehlende Nordhälfte zum neuen Vergröße-

² Arthur Valdenaire, *Das Leben und Wirken des Johann Gottfried Tulla*, in: ZGO NF 44 (83), Karlsruhe 1931, S. 274; ders., Weinbrenner und Tulla, in: *Badische Heimat* Jg. 15 (1928), S. 98.

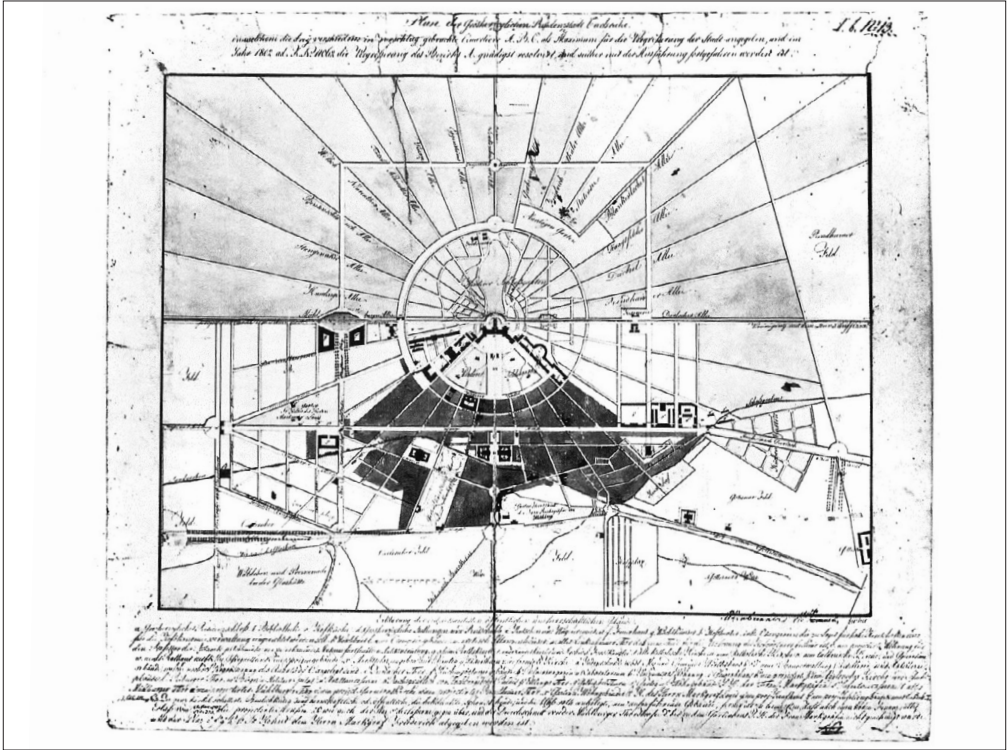
³ Arnold Tschira, *Der sogenannte Tulla-Plan zur Vergrößerung der Stadt Karlsruhe*, in: *Werke und Wege. Eine Festschrift für Dr. Eberhard Knittel zum 60. Geburtstag*. Karlsruhe 1959, S. 31-45, und 6 Abbildungen. – Zum Verständnis und zur örtlichen Orientierung des Lesers sind die besprochenen Pläne diesem Text beigegeben.



2 „Entwürfe für die modellmäßige Anbauung der neuen Stadt- Vergrößerung./ Für die entferntere Stadt Gegend, Verschiedene ein und zwey stöckige Modell-Gebäude für Handwerker und Fabrikanten./ Für die mittlere Stadt Gegend., Verschiedene zwey und drey stöckige Modell Gebäude für die mittlere Bürger Klasse./ Für die vorzüglichste Stadt-Gegend und Haupt-Straßen., Verschiedene zwey, drey, vier und fünf stöckige Modell Gebäude für reiche Particuliers“, sign. „F.W.“, 1812.

rungsplan, denn in den „Nota“ ist von der „schon vorhandenen alten Stadtbauanlage“ die Rede. War dieser Teil etwa der weitergeführte Stadtvergrößerungsplan Friedrich Weinbrenners von 1809 (Abb. 3), der Plan mit Eintragung der drei projektierten Stadtquartieren A, B und C – im Südwesten, Nordwesten und Osten des Stadtgebiets – aus dem Stadtvergrößerungsplan von 1802, der jetzt mit dem neuen südlichen Vergrößerungsplan ein Ganzes bilden sollte? Und Tschira wusste sehr bald, dass er in diesem von Friedrich Weinbrenner, Wilhelm Frommel und Christian Theodor Fischer unterzeichneten Plan der Residenzstadt die gesuchte Ergänzung tatsächlich

gefunden hatte (Abb. 4). Bestätigt sah er sich durch Spuren auf jener Zeichnung, die am unteren Rand deutlich erkennbare Anschlüsse wie Flecken, Farbreste und Leimspuren zeigten und nur einen einzigen Schluss zuließen: Der Plan zur südlichen Stadterweiterung hatte man darauf nachträglich als Deckblatt aufgeklebt. Nahe liegend folgerte Tschira, dass die beiden zusammenmontierten Pläne als Konzept und Vorlage für einen ausgefertigten Gesamtplan zur Stadtvergrößerung, sprich für die Alte Stadt samt der südlichen Vergrößerung, gedient hat. Dass es zum Konzept korrespondierend eine Reinzeichnung gegeben hat, ist unterdessen anhand



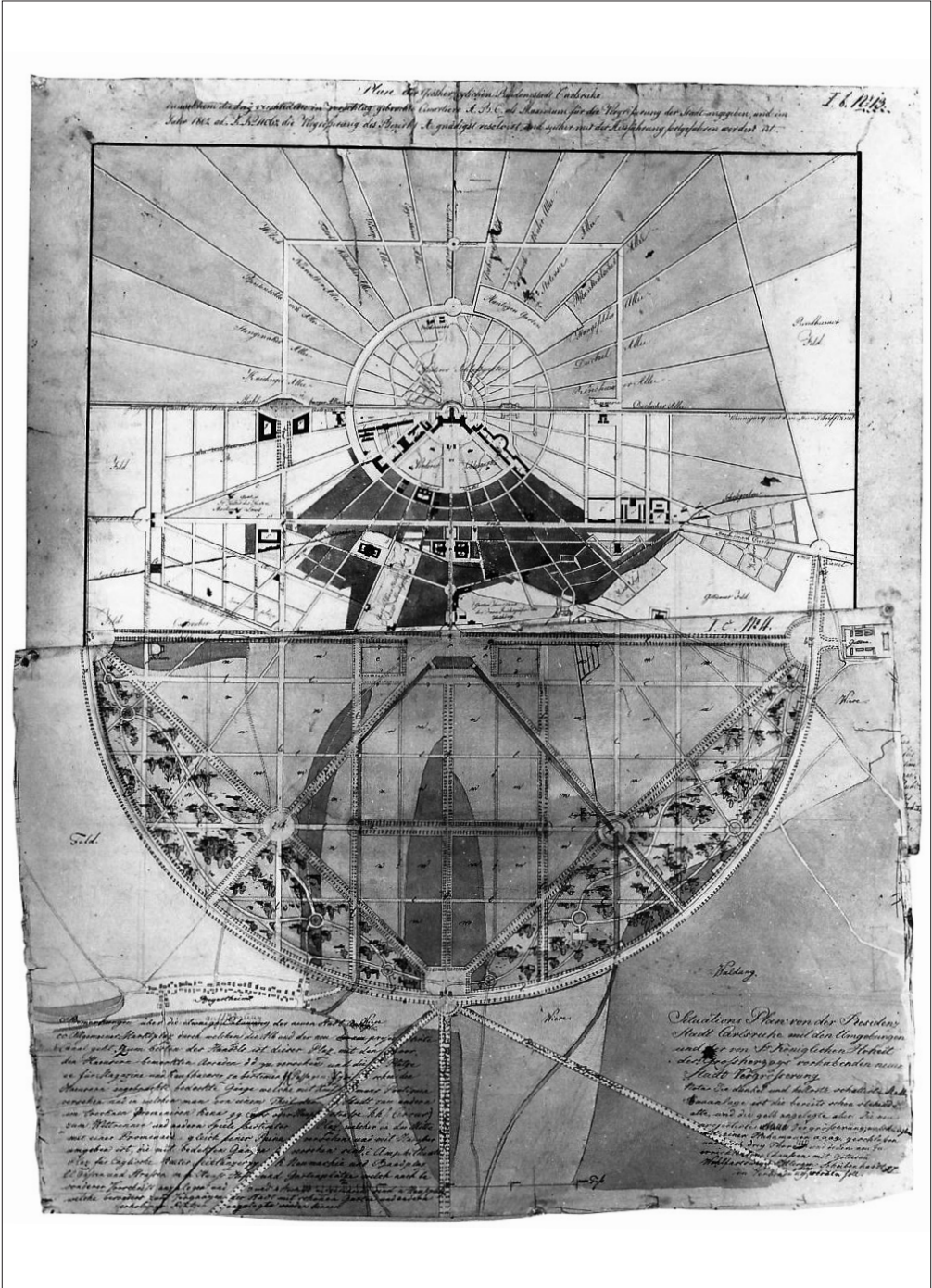
3 „Plan der Residenzstadt Karlsruhe mit Bezeichnung der projektirten Erweiterungsquartiere A, B und C“, sign. „Weinbrenner, Frommel, Fischer“, 1809, ergänzt 1812.

einer Skizze nachzuweisen, die auch über die Gestaltung der Mühlburger Toranlage Auskunft gibt (Abb. 5). Was nicht verwundert, denn man wird es wohl kaum gewagt haben, dem Großherzog, der auf dem südlichen Stadtvergrößerungsplan namentlich als Auftraggeber genannt ist, einen zusammengeklebten und überdies unvollständigen Plan zu übergeben. Der Gesamtplan war in Farben angelegt, die in den erwähnten „Nota“ auf dem südlichen Vergrößerungsplan angegeben sind (Abb. 1): „Die dunkel und hellrot schattierte Stadtbauanlage ist die bereits schon stehende alte, und die gelb angelegte die neu projektierte Ver-

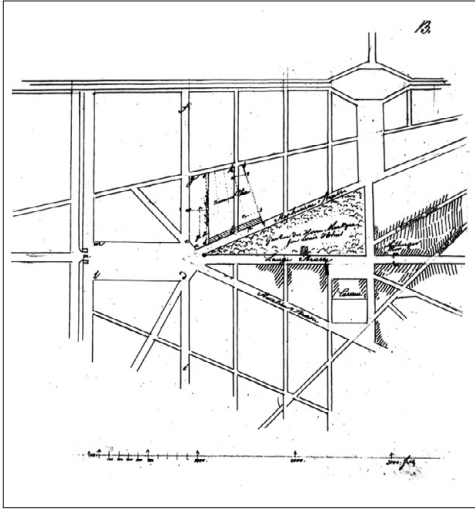
größerung“. Doch dieser Plan war in den Archiven nicht zu finden, er ist vermutlich verschollen.

Wenden wir uns der zweiten Frage zu, wann der Stadtvergrößerungsplan südlich der Kriegsstraße entstanden ist. Ehrenberg hatte vorab aus der Planbezeichnung, die neue Stadtvergrößerung sei „ein Vorhaben Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs“, als Entstehungsdatum die Zeit „nach 1806“ abgeleitet, da in jenem Jahr Markgraf Karl-Friedrich den Titel Großherzog angenommen habe⁴. Die Aussage kann sich jedoch nur auf dessen Nachfolger beziehen, auf Großherzog Carl, denn

4 Ehrenberg (wie Anm.1), S. 115.



4 Entwurf zur Stadtvergrößerung Karlsruhe, 1812.



5 Stadtvergrößerungsplan Karlsruhe, westlicher Bereich, Ausschnitt „Plan B“, 1817.

nur er gestattete die Anrede „Königliche Hoheit“. Der Plan konnte also frühestens 1811, am Beginn seiner Regierung, entstanden sein.

Arnold Tschira wählte ohnehin einen eigenen Weg: Anhand von Angaben in zeitgenössischen Plänen oder bekannter Informationen zu in den Plänen eingetragenen Gebäuden versuchte er den fraglichen Zeitraum der Planfertigung einzugrenzen. Er zog etwa den Standort des Fabrikationsgebäudes des Geheimrats und Leibarztes Johann Friedrich Andreas Schrickel in dessen Wäldchen südlich der Kriegsstraße heran⁵: Auf dem Plan zur südlichen Stadtvergrößerung ist dieses Bauwerk mit „Glashütte“, auf einem anderen Gesamtplan zur Stadtvergrößerung freilich mit „Promenadehaus“ benannt, eine Bezeich-

nung, die Weinbrenner erstmals für seinen Stadtplan von 1814 gewählt hat, weshalb Tschira nun das beschriebene zweiteilige Konzept zum Gesamtplan auf „1814 oder früher“, diesen Plan selbst aber auf „1814 oder später“ datierte⁶.

Nehmen wir uns nun die dritte Frage, die Kernfrage, vor: Wer hat die Stadtvergrößerungsplanung für Karlsruhe entworfen? War es tatsächlich Johann Gottfried Tulla? Ehrenberg hatte sich mit den wenigen Angaben auf dem einzigen erhaltenen kolorierten Gesamtplan zur Stadtvergrößerung zufrieden gegeben (Abb.6): Der kurze, in moderner Frakturschrift aufgebrachte Text ist als Titel des Plans gedacht, er steht aber nicht auf dem Plan selbst, sondern auf der Unterlage, auf der man ihn für die Aufbewahrung im Archiv aufgezogen hat. Sein Wortlaut: „Karlsruhe und Umgebung im Jahr 1800. Stadterweiterungsprojekt mit Einleitung der Murg und Alb in das Stadtgebiet von Oberst Tulla (Nicht ausgeführt)“.

Zunächst bemerkte Tschira eine offensichtliche Unstimmigkeit, denn Tulla war erst 1823 Oberst à la Suite geworden⁷. Außerdem sei es schließlich in den Jahren 1810 bis 1813 Friedrich Weinbrenner gewesen, der alle bekannten Stadterweiterungspläne jener Zeit, die Pläne für Lahr, Baden-Baden, Gernsbach, Pforzheim und Badenweiler, entworfen habe, „der Stadtplan stände im Werk Tullas ganz vereinzelt da“. Zudem habe schon früh Karl Wulzinger am Rand der Dissertationsschrift Ehrenbergs richtig vermerkt, dass die Beschriftung der fraglichen Stadtvergrößerungspläne eindeu-

5 Tschira (wie Anm. 3) S. 32f.

6 Ebenda S. 33.

7 Arthur Valdenaire, in ZGO 83 (1931) S. 279.

tig von der Hand Weinbrenners stamme. Tschira kam daher zu der Überzeugung, nur Weinbrenner könne man die Planung „in ihrem architektonischen und städtebaulichen Gehalt hinsichtlich Anlage, Grund- und Aufriss“ zuweisen, daneben allerdings „einen Anteil an den Kanal- und Hafengebäuden und die Vermessung des Gebiets wahrscheinlich Johann Gottfried Tulla“ – das könne sicherlich schon der zitierte Wortlaut „mit Einleitung der Murg und der Alb in das Stadtgebiet“ bestätigen. Dieser Halbsatz lässt freilich noch einen anderen, einen entscheidenden Schluss zu: Das Eingangswort „mit“ gesteht Tulla die Mitarbeit für die ausdrücklich angegebenen Arbeiten zu, jedoch nicht die Bearbeitung des Gesamtentwurfs.

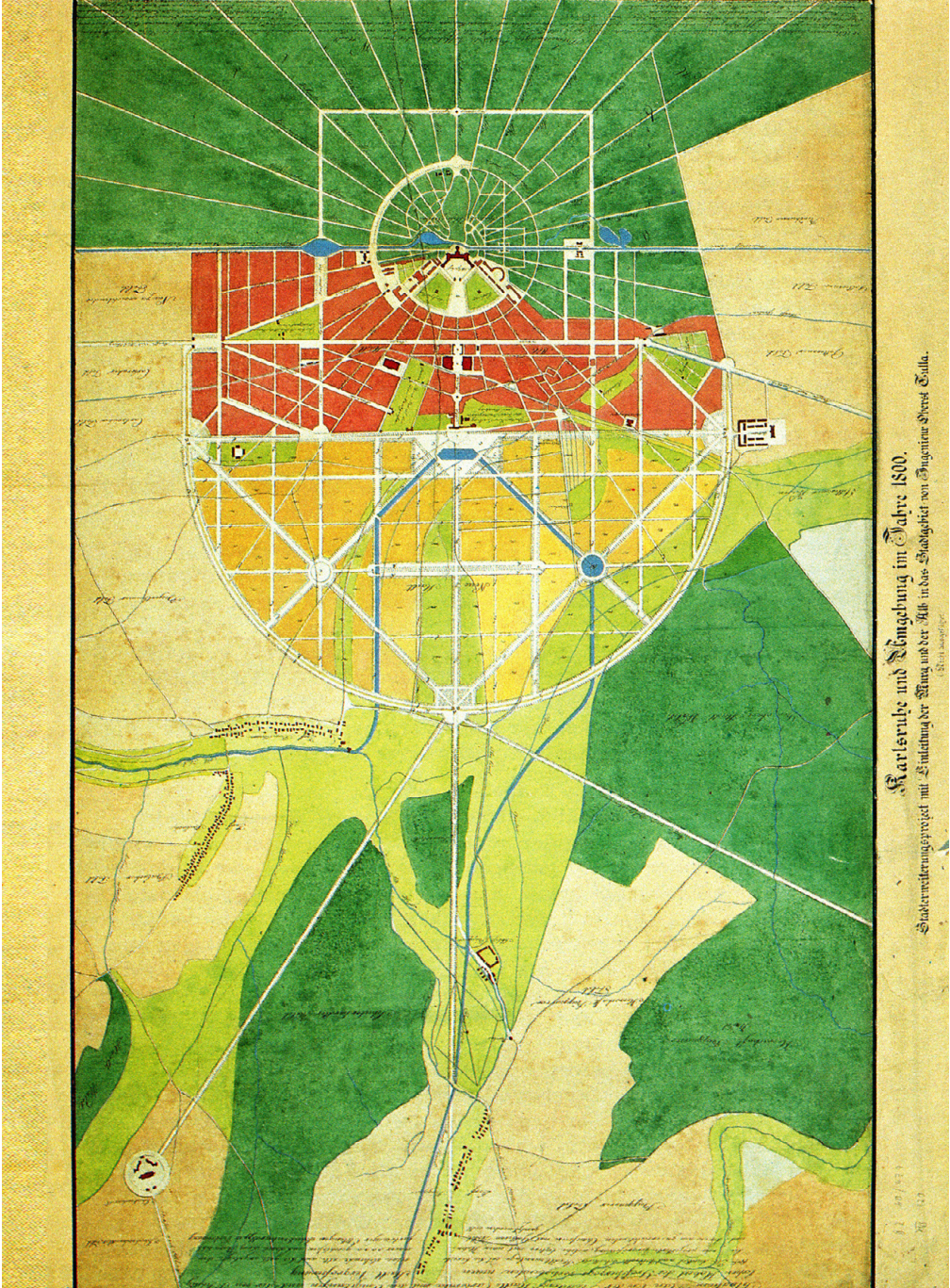
Arnold Tschira war sich durchaus bewusst, dass es in seinen Beweisketten zwangsläufig Lücken gab. 1963 schlug er mir vor, das städtebauliche Schaffen Friedrich Weinbrenners für Karlsruhe als Dissertationsthema zu bearbeiten und auch die offenen Fragen zum sogenannten Tulla-Plan zu klären. Betrachten wir also, inwieweit anhand der dann neu gefundenen und publizierten Fakten die Erkenntnisse Tschiras von 1959 präzisiert oder ergänzt werden konnten⁸. Zum Ersten bestätigte sich die bereits erwähnte Annahme, dass bei den Karlsruher Stadtvergrößerungsplänen eine einheitliche Gestaltungsidee zu erkennen ist, dass jedoch in Wirklichkeit zwei unterschiedliche Entwürfe existieren. Den gravieren-

den Unterschied zwischen den beiden Plänen markiert dabei ein einziges Detail: die Lage des neuen Mühlburger Tors, wobei zur Bestimmung des Standorts für das Tor als Längenmaß die Entfernung zum sogenannten Palmenhäuschen gedient hat, das am westlichen Ende im Garten des Markgrafen Ludwig an der Langen Straße – nahe dem heutigen Kaiserplatz, gestanden hat. Auf die Frage Tschiras, auf wen der Entwurf des Stadtvergrößerungsplans zurückgeht, auf Tulla oder auf Weinbrenner, war schon 1986 abschließend zu antworten, nämlich mit dem Nachweis, wann und in wessen Auftrag das Konzept zur südlichen Stadtvergrößerung entstanden ist. Friedrich Weinbrenner schrieb am 11. Dezember 1812 in seinem Gutachten zum bevorstehenden Bau der neuen Poststraße nach Ettlingen, „dass ich auf Befehl S^r Königlichen Hoheit des Großherzogs einen neuen Plan für die Vergrößerung der hiesigen Residenz gefertigt habe, wo ein großer Theil von dem Hauacker-Wäldchen hinein geht“⁹. Wir wissen also, dass Weinbrenner und nicht Tulla den Plan zur neuen Stadtvergrößerung entworfen und sehr wahrscheinlich im Sommer 1812 erarbeitet hat.

Dieser Gesamtplan von 1812 wurde im Übrigen nicht genehmigt. Staats- und Geheimer Kabinettsrat Ernst Philipp Freiherr von Sensburg hielt in einer internen Notiz vom 1. Februar 1816 fest, Seine Königliche Hoheit habe befohlen, dass „von der projectirten Vergrößerung der Stadt vor

⁸ Gottfried Leiber, Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe, 2 Bde., Karlsruhe 1996 und Mainz 2002, hier Bd. II: Der Stadtausbau und die Stadtvergrößerungsplanungen 1801-1826, S. 55-73 u. S. 83-93. – Zur praktischen Vereinfachung werden Planaussagen nördlich der Kriegsstraße im Folgenden unter der Bezeichnung „Alte Stadt“ zusammengefasst, solche einschließlich der Stadtvergrößerung südlich der Kriegsstraße mit „Gesamtplan“ benannt.

⁹ GLAK 206/3044, „Beigutachten“ Weinbrenners für das Ministerium des Innern zur Linienführung der neuen Poststraße nach Ettlingen.



6 „Situations Plan von der Residenz Stadt Karlsruhe mit den Umgebungen und der von S^t. Könighchen Hoheit des Großherzogs vorhabenden neuen Stadt Vergrößerung“, 1818.

dem Ettlinger Tor abstrahirt werde¹⁰, andere Projekte wurden als wichtiger angesehen. Arnold Tschira leitete von diesem Beschluss ab, man habe auf die Planung Weinbrenners verzichtet¹¹, was jedoch aus dem Wortlaut der großherzoglichen Entscheidung nicht zwingend geschlossen werden kann; das Wort abstrahieren kann auch ein Zurückstellen, ein vorläufiges Abstand nehmen bedeuten. Diese Interpretation machte sich Weinbrenner zu Eigen. So schrieb er am 13. Januar 1817 bei der Beurteilung eines Baugesuchs, dass „der Stadtvergrößerungsplan, auf der südlichen Seite, und namentlich vor dem Ettlinger und Ruppurrer Tor (...) von uns gefertigt worden [ist], dass aber S^c Königliche Hoheit denselben noch nicht genehmigt, und die Überbauung dieses Bezirks (...) vorderhand ausgesetzt worden seye“¹². Wie lautete eigentlich die Aufgabe für die Planung? Für den Gesamtplan zur Stadtvergrößerung von 1812 waren noch wasser- und straßenbauliche Projekte im Vordergrund gestanden, zum Beispiel der Bau eines Abzugskanals und einer Wasserleitung aus der Alb zum Ettlinger Tor oder die neue Poststraße nach Ettligen in der Fortsetzung der Schlossstraße. Das Gelände vor dem Ettlinger Tor lag brach und war mit Schutt und Unrat übersät. Es gab auch Bedenken gegen eine Bebauung wegen der Beeinträchtigung der Aussicht der herrschaftlichen Gebäude. Jetzt im Jahr 1817 hingegen ging es bei der südlichen Vergrößerung der Stadt um die Ausdehnung des Stadtgebiets nach Westen, wobei der Verlust an Wald-

fläche möglichst gering sein sollte. Konkret war es die Aufgabe, den Standort für das neue Mühlburger Tor zu bestimmen. Die Bebauung in der Akademiestraße, von Großherzog Carl am 23. Januar 1816 genehmigt¹³, schob sich unterdessen an die Karlstraße heran, lag somit außerhalb der Stadt, das alte Tor aber stand noch in der heutigen Kaiserstraße etwa 100 Meter östlich der Karlstraße. Nicht von ungefähr hatte das Innenministerium am 5. September 1817 die Baukommission aufgefordert, aus polizeilichen Gründen die Stadt auf der Westseite neu zu schließen. Nochmals: Der Standort des neuen Tores war nun entscheidend für den Radius des neuen südlichen Erweiterungsgebiets, sprich für die Festlegung der künftigen westlichen Grenze der Stadt.

Ein Jahr später lag die schon genannte zweite Fassung des Gesamtplans zur Stadtvergrößerung in Farbe vor (Abb. 6). Weinbrenner als Leiter der Baukommission erinnert am 12. April 1818 zunächst an die zwei bislang zur Diskussion stehenden Abstände vom Palmenhäuschen für das neue Mühlburger Tor: 240 und 960 Fuß (Abb. 3 und 5), verbunden mit der Bemerkung, bei der erstgenannten Entfernung liege die Stadtgrenze zu nahe, bei der anderen zu weit weg. Daher schlage man ein drittes, ein mittleres Maß, vor: „Bei Berücksichtigung einer zukünftigen schicklichen Stadtgrenze haben wir 3) den sub. Lit. A neuen Bauplan entworfen (...) dabei ist die Stadtgränze (...) 680“ vor dem Palmenhäuschen projectirt (Abb. 6). Dieses Al-

10 GLAK 206/131 u. 422/305.

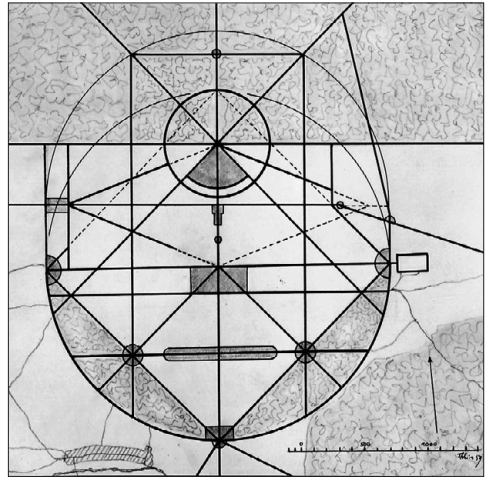
11 Tschira (wie Anm. 3) S. 33.

12 GLAK 391/18541, Erwähnung in einer Stellungnahme vom 13. Januar 1817.

13 GLAK 422/428.

lignement ist somit zwischen den beyden vorhergehenden Projekten angegeben¹⁴; Weinbrenner beschreibt hier den einzigen kolorierten Gesamtplan zur Stadtvergrößerung, den bereits genannten Plan, der im Stadtarchiv Karlsruhe bewahrt wird. Mit dem neuen Abstand indes hatte sich der Umfang des halbkreisförmigen Vergrößerungsgebiets verkleinert, der Radius betrug statt bisher 5.500 nur noch 5.100 Fuß. Der Nachweis ist augenfällig: Die Baublöcke sind nicht mehr wie beim ersten Entwurf rechteckig, sondern annähernd quadratisch geformt. Jetzt gelang Weinbrenner die genaue Einpassung der Stadtanlage mit ihrer südlichen und westlichen Vergrößerung in einen Kreis. Arnold Tschira hat diesen Entwurf in einer geometrischen Konstruktion eindrucksvoll dargestellt (Abb. 7). Nochmals also: 1812 und 1818 lagen zwei unterschiedliche Pläne zur Begrenzung der Stadtvergrößerung vor, und in beiden Fällen geht die Planung nachweislich auf Weinbrenner, nicht auf Tulla zurück.

Zuletzt freilich war es Seine Königliche Hoheit Großherzog Carl, der Auftraggeber, der die hohen Erwartungen seines Oberbaudirektors zunichte machte. Von den drei genannten Distanzen sprach sich der todkranke Fürst gegenüber Weinbrenner mündlich am 30. November 1818 für die kleinste aus, bestimmte die Entfernung wie im alten Stadtbauplan von 1809 wieder auf 240 Fuß vom Palmenhäuschen entfernt (Abb. 3); die beiden anderen Vorschläge hielt er für „zu ausgedehnt und kostspielig“¹⁵ (Abb.8). Auch sein Nachfol-



7 Stadtvergrößerungsplan Karlsruhe 1818, geometrisches Schema.

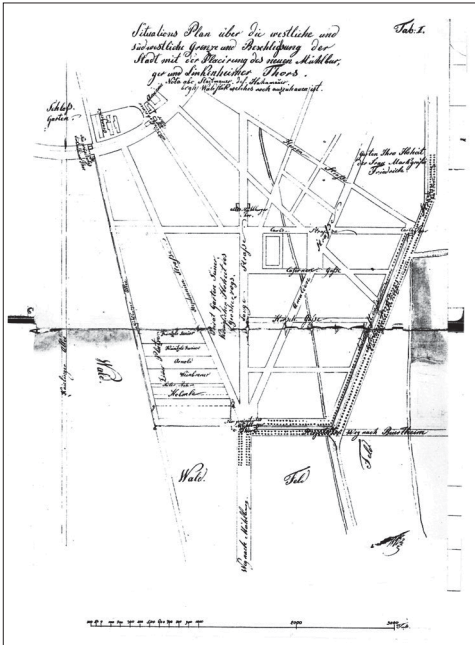
ger, Großherzog Ludwig, entschied nicht anders: Am 31. März 1819 befahl er Weinbrenner gleichfalls persönlich, das Mühlburger Tor „auf die Stelle des früheren Stadtbauplans, wo sich die Amalien- und die Stephaniensstraße auf der Langen Straße kreuzen“¹⁶, zu planen.

Gleichwohl endgültig abgelehnt war die Verwirklichung der Stadtvergrößerung südlich der Kriegsstraße in den Augen Weinbrenners auch jetzt noch nicht. Entsprechend verfuhr er bei der Bearbeitung von Baugesuchen für jene Gegend. Noch im Januar 1825, zwei Monate vor seinem Tod, genehmigte er dem Bäcker August Wagner, dort zu bauen, doch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, falls die beabsichtigte Vergrößerung der Stadt vor dem Ettlinger Tor zum Zug käme, müsse er

14 GLAK 237/4426.

15 GLAK 23/17511 u. 2374426, Bericht der Baukommission.

16 GLAK 237/428.



8 „Situations Plan über die westliche und südliche Grenze und Beschließung der Stadt mit Placirung des neuen Mühlburger Thors“, sign. „F. Wbr.“, 1819.

sein Haus abreißen und das Grundstück ersatzlos zurückgeben¹⁷. Doch dazu kam es nicht: Der südliche Stadtvergrößerungs-

plan Weinbrenners wurde tatsächlich nie genehmigt, dennoch ist dem Oberbaudirektor über seine gesamte Schaffensperiode hinweg bis zuletzt die Stadtvergrößerung ein besonderes Anliegen geblieben.

Das Fazit zum so genannten Tulla-Plan: Bei aller Bewunderung konnte lange, wie Tschira geschrieben hat, „die geniale Vereinigung einer rationalen Stadtanlage mit den irrationalen Bedingungen der Geschichte und der Landschaft noch nicht erkannt werden. Weinbrenners Hauptwerk wurde verworfen und so sehr vergessen, dass es erst nach 100 Jahren wieder entdeckt und unter einem anderen Namen bekanntgemacht werden konnte“¹⁸. Erst Arnold Tschira war es, der die irrthümliche Zuschreibung des visionären südlichen Stadtvergrößerungsplans an Johann Gottfried Tulla aufdeckte und diesen Plan aufgrund von Fakten und später bestätigten Indizien, seinem wahren Urheber, Friedrich Weinbrenner, zurückgegeben hat. Dieses ehrenvolle Verdienst wird für immer mit seinem Namen verbunden bleiben.

¹⁷ GLAK 357/2949, Schreiben der Baudirektion.

¹⁸ Tschira (wie Anm. 3) S. 42.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: GLAK, H Karlsruhe 55.

Abb. 2: GLAK, G Karlsruhe 523.

Abb. 3: GLAK, H Karlsruhe 51.

Abb. 4: GLAK, H Karlsruhe 51 u. 55.

Abb. 5: GLAK 206/126

Abb. 6: Stadtarchiv Karlsruhe, Plansammlung XVI 120.

Abb. 7: Tschira 1959, Abb. 6.

Abb. 8: GLAK 422/428.

Zu Tschiras Lehre aus studentischer Sicht

Unveränderte Textwiedergabe nach Tonband-Mitschnitt

Immo Boyken

Meine Damen und Herren,

so ein bißchen fühle ich mich heute an diesem Pult (obwohl mir Pulte gewohnt sind, stehe ich doch seit Jahren – quasi als Berufsdredner für die Studenten – jede Woche einmal dahinter) – fühle ich mich schon ein bißchen flau (wie weiland vor der Latein- oder Mathearbeit, diesen Kleinkatastrophen unter der Sonne der Jugend), denn mir ist nicht das gegeben, was ich zuweilen ganz gern hätte, nämlich diese Sicherheit mancher Ansprachen-Routiniers, passend zu jedem Thema und zu jeder Situation, und das Thema jetzt ist Arnold Tschira, Lehre und Fakultät (und ich füge ausdrücklich hinzu: aus meiner studentischen Sicht seinerzeit), und dieser Casus ist mir nicht eben geläufig.

Hätte mir vor rund 40 Jahren, als Student dort in den Sitzreihen den Vorlesungen folgend (oder auch nicht folgend), jemand gesagt, daß ich an diesen Ort einmal über Professor Tschira (seine respektgebietende Würde war derart, daß ich noch heute über seinen Namen ohne Titel etwas stolpere) – über Professor Tschira, quasi posthum zu seinen Ehren, sprechen würde, dann hätte ich den vermutlich als psychisch leicht auffällig abgetan, und wenn mir gar einer prophezeit hätte, daß mich das Wirken Tschiras (ausgerechnet Tschiras!) nicht gerade ein Leben lang (denn das Ende ist ja offen), aber doch bis hart an den Rand der

70 heran beeinflussen und ich aus diesem Wirken heraus (nicht nur daraus, aber doch nicht unerheblich) mein wissenschaftliches Tun ableiten würde, dann hätte ich den, diesen Jemand, ebenso vermutlich in das Freigehege des nahen Zoos verwiesen.

Denn mein Studium verlief durchaus nicht so, wie ich es eigentlich wollte; im Fach „Baugeschichte“ schon mal gar nicht, denn durch die Prüfung fiel ich erst einmal durch – völlig zu Recht, wie ich heute finde, völlig zu Unrecht, wie ich damals fand, und wieder einmal zweifelte ich am Sinn des Lebens, an der vermeintlichen göttlichen Gerechtigkeit (inzwischen weiß ich allerdings, daß es keine Gerechtigkeit gibt, nur Abstufungen von Ungerechtigkeit), aber Herr Sinos (einer der Assistenten), in der Hand lässig eine brennende Zigarette (ich sehe die Situation dort unten im Flur noch vor mir) tröstete mich, das sei nicht so schlimm, aus mir könne doch noch 'was werden – seitdem liebe ich die griechische Kultur.

Mein Studium verlief also nicht ganz so, wie ich wollte, und mein berufliches Leben verlief erst recht nicht so, wie ich mir das vorgestellt hatte (Zufälle haben den Weg abgesteckt, bereut allerdings habe ich den Weg nicht), und daran ist nicht Tschira eigentlich schuld, ein bißchen – an allem – vielleicht aber doch; denn eigentlich wollte ich freier schöpferisch tätiger Architekt werden, Städte nicht unter 100 000 bauen,

Stadien und Theater, aber keineswegs in der Baugeschichte landen.

Mein Studium: das, was ich suchte und erwartete, war ein menschlicher Maßstab, der (so drücke ich es heute aus) – der das Lernen, Lehren und Forschen in wirklicher Freiheit erst möglich macht (damals also das Lernen), ich suchte das Moment des Aufeinanderzugehens, das Einladende; das, was Golo Mann von einer Hochschule erwartete, was über der Hochschule quasi als Einladung zum Wollen und nicht zum Müssen schweben sollte, daß Wissenschaft nicht nur lehrreich, sondern auch unterhaltend sein müsse, oder Schinkel, der kurz und bündig fordert: erst erfreuen, dann belehren, und darum eben der „menschliche Maßstab“.

Erfreut allerdings war ich selbst, als ich gleich dem Eichendorffschen Taugenichts aus der heimatlichen Geborgenheit in die weite Welt des Studiums entlassen wurde, um Glück und Freiheit (die vermeintliche) zu suchen und zu finden, erfreut war ich zunächst weniger, denn die weite Welt endete auf dem Campus der Technischen Hochschule in Karlsruhe.

Aber dieser Campus war kein Campus, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, sondern dieser Campus war ein dürrer Ehrenhof voller Fahrrad-Ruinen und abweisenden Mülltonnen-Paraden (Mülltonnen scheinen auf Hochschulen eine besondere Anziehungskraft auszuüben, wie man landauf/landab bestaunen kann), bestückt mit mehren Denkmälern wie dem bedrohlich, von oben herab dreinblickenden Heinrich Hertz und mit Carl Albikers schöner Athena, deren Schönheit ich seinerzeit nicht empfand, eher das Bedrückende ih-

res gesenkten Speeres; eine Fläche, die gesäumt wurde (und immer noch wird) von Trakten der Verwaltung, des Rektors, der Hausmeisterei, der ungeliebten Quästur (ungeliebt, weil man dort die Wochenstunden abrechnen und bezahlen mußte – niemand soll sagen, Studiengebühren seien eine Erfindung unserer Zeit, neu ist nur ein anderer Begriff), und gesäumt wurde von einigen abweisenden Institutsgebäuden, die Ahnungen an dumpfe Schulräume aufkeimen ließen, und der größere Rest der Hochschule verlor sich in Richtung Durlacher Tor und in das angrenzende Waldgelände – schön für weite Spaziergänge, die man – im fortgeschrittenen Alter – vielleicht liebt. Aber als Student?

Der Karlsruher Campus also ein Ort, der lediglich eilig sich kreuzende Studentenströme in den Pausen aufnahm und wieder entließ – von Behaglichkeit, von Einladendem, Gemeinschaftlichem keine Spur – eher Spuren des Ausgegrenztseins, des Untergehens in Monumentalität und Masse, und im Kräftefeld dieses Campus, sozusagen als Mittler zwischen Wissenschaft und Bürokratie, stand und steht das Architekturgebäude, seinerzeit noch nicht zerstückelt in seinen Raumfluchten, ein bißchen schmutzelig (wie gesagt, das Haus der Architekten) – der Großherzog fristete jahrelang, ohne Sockel direkt auf dem Boden abgestellt, sein Dasein als kapitaler Staubfänger, großzügig eigentlich das Haus in seinen Proportionen, hell, im aufgesetzten Obergeschoß licht. Und dennoch: es blieb mir auch hier das Gefühl des Abweisenden, des irgendwie Düsteren – ein Crescendo aus Eingengtsein, Außenstehendem, Heimweh (befürchten Sie für das Folgende keine alterssentimentale Jammernklavier-sonate – die kommt nicht, ich

schildere lediglich die Situation, wie ich sie seinerzeit empfand), ein Gefühl der Angst vor dem Nichterreichen selbstgesteckter Ziele, und ich sage das deswegen, weil es dann anders kam, und an diesem Anderen war Tschira nicht unwesentlich beteiligt – indirekt.

Über all' dieses zu reflektieren, wie gesagt: über 40 Jahre sind dahin, birgt die Gefahr, sich in Anekdotisches zu verlieren. Mit der Zeit verwischen sich zudem das Selbst-Erlebte, das als Erzählung Aufgenommene und auch das – wenn auch nicht mutwillig – Erfundene, und für mich verwischen sich besonders die Spuren des ersten und zweiten Teils meines Studiums, Teile, die durch eine für mich wesentliche Zäsur getrennt waren, und diese Zäsur verbindet sich mit der Universität Freiburg und, wie eben gesagt, mit dem Wirken Tschiras.

Zunächst aber die Fakultät in Karlsruhe. Das übergeordnet-interne Geschehen, wer von den Professoren mit wem konnte, wer nicht, Dekanatsbelange, Wahlen oder Aussagen des Rektors gar, kamen an uns Studenten (jedenfalls an mich) gar nicht erst heran – eine studentische Mitwirkung in der Fakultät bzw. in den Fakultätssitzungen gab es seinerzeit meines Wissens noch nicht, und wenn doch oder anders gesagt: diese Belange gingen an mir völlig vorbei.

Uns interessierte, mich interessierte das architektonische Tun, die Atmosphäre, in der dieses Tun geschah, und diese Atmosphäre bestimmte – nein, ich muß sagen, auch wenn es sprachlich etwas holperig ist: diese Atmosphäre war Egon Eiermann. Die Aura, die ihn umgab – das war es. Die Aura, die aber erst nach der Unterstufe, also nach dem Vordiplom, wirklich griff, mich

jedenfalls. Seine – seltenen – Vorlesungen (oder sage ich doch besser: seine Auftritte) sprachen sich, kurzfristig angekündigt, im Architekturgebäude in Windeseile herum und füllten den Hörsaal 16 (also diesen hier) bis zum Bersten. In seinen Entwurfsbesprechungen (improvisiertes Fachkabarett und Fachgespräch zugleich) zog er uns durch seine – ja: geradezu suggestive Rhetorik, verbunden mit Berliner Charme, Witz und frei von jedem theoriegesättigten Metapherngeschwafel, in seinen Bann und erreichte damit, daß wir uns als vollwertige Mitglieder im strahlenden Architekturhimmel wähten und gleichermaßen fest am Boden der nüchternen Bedingungen des Bauens haften blieben, gespickt mit gelegentlichen Seitenhieben gegen die Baugeschichte, die man vielleicht nicht allzu ernst hätte nehmen sollen, die wir aber, oder sage ich jetzt besser wieder: die ich aber ernst nahm und geradezu aufzog, weil sie für mich etwas Befreiendes hatten, Befreiendes auch gegenüber dem mir fremd gebliebenen Institut für Baugeschichte.

Eiermann und ? Letztlich stand er allein für diese Zeit, zumindest für ihren äußeren Glanz. Er überstrahlte alles, auch wenn man ihn persönlich kaum zu Gesicht bekam. Parallel dazu der publikationsprominente, äußerst strenge Kunsthistoriker Klaus Lankheit mit seinen brillanten, druckreifen Vorlesungen, die mir noch heute im Ohr klingen und die für mich immer Vorbild blieben, sowie Otto Ernst Schweizer, dessen Ausstrahlung noch so eben aus der Emeritierung herüberschwappte.

Und doch: Eiermann. Gesagt mit leicht schlechtem Gewissen, daß man die anderen vergessen könnte: den grandseigneurhaften, immer leicht verhuschelten Statiker

Georg Lewenton mit seinen maßgeschneiderten, lässig fallenden und von mir neidvoll bewunderten Anzügen, Lewenton, der die mir höchst sympathische Meinung vertrat, daß Architekten ohnehin nicht rechnen könnten und der von uns insofern keine Mathematik verlangte, sondern für die Lehre einer, wie er sagte, „optischen Statik“ eintrat, die optisch richtig einschätzbare Dimension; Karl Selg, Wohnungsbau und Siedlungswesen, der uns kontrapunktisch zu Eiermann, wie ich es empfand, für das Denken in Kategorien des Einfachen (im Sinne Tessenows) gewinnen wollte, dessen Wert wir aber – milde lächelnd – nicht erkannten. Rolf Lederbogen, Grundlagen der Architektur, der Jüngste von allen, der einen neuen, vertraulichen und unkomplizierten Ton in den Dialog zwischen Student und Professor einbrachte; Wolfgang Bley, Innenraum und Elementbau, der schon durch sein dynamisches Auftreten zeigte, daß Bauen nicht unbedingt mit Gemütlichkeit gleichzusetzen ist; Werner Dierschke, Gebäudelehre; Adolf Bayer, Städtebau und Landschaftsplanung – Städtebau, von dem ich Stadtgestaltung erwartet hatte im Sinne Camillo Sittes oder Heinz Wetzels, die Gründe erfahren wollte für das Schöne der alten Städte, und ich auch hier eine gewisse Ernüchterung erfuhr insofern, als ich statt Gestaltung eher Theorien hörte, Soziologisches (das ich kaum verstand), juristische und politische Bedingungen und Voraussetzungen; Rudolf Büchner, Baukonstruktion, den man, wenn man nicht seinem Kurs zugeteilt war (abwechselnd mit Immanuel Kroecker), wesentlich durch seinen amerikanischen offenen Thunderbird, sein gravitärisches Sitzen hinter dem Steuer in diesem Cabriolet und durch seinen schlohweiß bedeckten Kopf kannte (so, in etwa, dachte ich als Junge, müsse wohl ein Professor aus-

sehen) – diese Lehrstühle, unter denen ein gelegentliches gegenseitiges Beachten und Verweisen schon herauszuhören war; allein die Baugeschichte schien ausgeklammert, wie nicht existent, außer eben bei einem: die Seitenhiebe; Arnold Tschira dann, und, quasi als maitre-de-plaisier über allem stehend, die mir vorbildliche Hildegard Pfaff (Fakultätssekretariat), **Fräulein** Pfaff (auf dieser Anrede bestand sie), diese zarte Person, die es mit einer Mischung aus distinguiertem Noblesse, natürlichem Respekt, Energie und Herzlichkeit (auch den Studenten gegenüber), frei von jedem bürokratisch aufgepfropften Abgleiten in die Manager-Moderne (wobei man „modern“ ja auch auf der ersten Silbe betonen kann, und dann gibt es einen anderen, vielleicht angemesseneren Sinn) – Fräulein Pfaff, die es geschafft hat (das wußte ich damals natürlich noch nicht), den Kahn der Fakultät sicher durch die nicht immer glatten Gewässer zu steuern: eine bewundernswerte Leistung, wenn man die verschiedenen Temperamente zu einem Ganzen aufaddiert.

Und also Tschira (und damit bin ich wieder in der Unterstufe, mithin die vier Semester bis zum Vordiplom); genauer: Professor Dr.-Ing. Arnold Tschira, ordentlicher Professor, Institut für Baugeschichte. Institut: schon das verwirrte etwas, weil es die Lehrstühle gab (Eiermann, Selg, Büchner, Kroecker, Lewenton, Bley, Lederbogen, Dierschke, Bayer), und zwei Institutionen, auf die ich anfangs besonders gespannt war, Tschira und Lankheit, Baugeschichte und Kunstgeschichte, die sich also „Institute“ nannten (wobei es in früheren Zeiten, um die 50er Jahre, noch anders hieß, nämlich „Der Lehrstuhl und das Institut für Kunst- und Baugeschichte“, woraus ich mir keinen Reim machen konnte).

Auf die ich besonders gespannt war: mit der Bau- und Kunstgeschichte bin ich groß geworden, die Begriffe waren schon zu Kinderzeiten präsent (die Begriffe, nicht die Inhalte), mit dem Terminus „Baugeschichte“ verband sich erstmals in meinem Leben (und danach dann ziemlich nachhaltig) die Architektur, und wenn ich die Wände meines Elternhauses (einem Architektenhaushalt, in den die Welt des Theaters hineinspielte und in dem es frei und zuweilen etwas chaotisch zuing), wenn ich die Wände also vor meinen Augen Revue passieren lasse, dann bin ich aufgewachsen zwischen dem Theater von Epidaurus, ein paar Aquarellen von Scharoun, der Hagia Sophia, Fritz Högers düsteren Perspektiven, Interieurs von Pieter de Hooch und wundervollen Zeichnungen der Frauen Heinrich VIII. von Holbein, die im Treppenhaus hingen (und die mir nebenbei gesagt, die letzte spontane Ohrfeige einbrachten, als ich meinen Vater – in einer Grenzsituation – fragte, ob er sich für diese Frauen deswegen so interessiert habe, weil sie alle umgebracht worden seien).

Ich bin also mit der Bau- und Kunstgeschichte groß geworden, und als ich dann von zu Hause ins Studium aufbrach, bekam ich das mit auf den Weg: Bau- und Kunstgeschichte das Schöne, Wahre, Gute, mit dem ich mich vom Anstrengenden, vermeintlich Nüchternen wie Haustechnik, Bauphysik, Statik, Gebäudelehre oder Baukonstruktion erholen konnte; und unüberhörbar klang mit hinein, daß dieses Schöne, Wahre, Gute mit dem Architektenalltag nichts zu tun habe, oder bestenfalls am Rande, eher aber nicht.

Und als dann die ersten Vorlesungen starteten, fand ich das bestätigt: fulminante

Vorträge über die schönen Künste, die einem geradezu Lust auf diese Disziplin machten (nur leicht getrübt durch das dräuende Damokles-Schwert gefürchteter Prüfungen), ohne Seitenblicke allerdings auf das Architektonische, das ja, wenn man allein an die Kunst des Barock denkt, untrennbar damit verwoben ist, wobei ich allerdings konstatieren muß, daß solche Seitenblicke doch da waren, ich sie nur nicht bemerkt hatte, und Vorlesungen in Baugeschichte, die alle meine Erwartungen übertrafen. Übertrafen insofern, als das Eröffnungsthema, und das über mehrere Stunden hinweg abgehandelt, die Fundamente des Parthenon waren, die Cella, dazu Säulenstümpfe, die irgendwo (meine Sicht damals!) verbaut worden waren, und ich doch statt komplizierter Aufmaßpläne, die ich nicht verstand, den blendenden Marmor des erhabenen dorischen Säulenwaldes erwartet hatte; und wenn ich **eine** Kritik an Tschiras Wirken auch heute noch aufrecht halte (alles andere ist ja meine Sicht als Student, die sich mit meiner heutigen nicht unbedingt deckt), dann ist es die, daß er zu sehr Grundlehre mit Forschungsarbeit verwoben und uns Studenten (mich jedenfalls) damit völlig überfordert hatte.

Denn in der Regel gab es ja keinerlei Vorwissen, gerade das wurde in der Schule nicht gelehrt, der Kunstunterricht beschränkte sich, wenn es hoch kam, auf die Bildenden Künste (meist aber war es lediglich Zeichnen), und ich denke, es ist heute nicht viel anders; denn ich erfahre nach jedem Semester wieder, wie weit es damit bestellt ist, wenn ich allein zusammenzähle, wie viele Varianten es gibt, das Wort „Renaissance“ (oder gar „Brunelleschi“) aufzuschreiben.

Das hat mich seinerzeit sehr verwirrt, auch verwirrt, daß für die Baugeschichte nicht Tschira allein stand (wie es Lankheit für die Kunstgeschichte tat), sondern daneben las Professor Franzsepp Würtenberger über ägyptische Architektur, Würtenberger, dessen Qualitäten ich überhaupt nicht erkannt hatte, über den die meisten lachten, weil seine Vorlesungen durch eine originelle Deklamation besonders der ägyptischen Namen überlagert wurden (und dessen großartiges Werk über den Manierismus und besonders dessen menschliche Güte ich erst viel später kennen und schätzen lernte), und es lehrte Professor Walter Huber, der irgendwie zum Institut dazugehörte (oder auch nicht), das Fach „Raum und Formen“, in dem wir mit den wesentlichen Gebäuden der Baugeschichte bekannt gemacht wurden, die dann auf kariertem Papier maßgerecht zu zeichnen waren (das belächelten wir mit der erstsemestertypischen Überheblichkeit erst recht), er lehrte dazu Haustechnik, was ich in dieser Kombination irgendwie komisch fand, und er lehrte das Fach „Bauaufnahme“, das sich im Wesentlichen darin zeigte, daß in der näheren Umgebung Karlsruhes Bürgerhäuser aufgezeichnet wurden (das kam der Sache schon nahe), und daß in den Semesterferien als Hausaufgabe die Bauaufnahme eines selbstgewählten Hauses anstand, die dann (mit Skizzen) fix und fertig abzugeben war, ich mir dazu ein klassizistisches Haus an der Schloßfreiheit in Oldenburg (meiner Heimatstadt) auserkoren hatte, diesem allein ohne jede Hilfe mit Zollstock und einem ererbten Taschengefällmesser (mit dem man Höhen eher relativ als genau nehmen konnte) zu Leibe rückte und alles im väterlichen Büro aufzeichnete, begleitet von kritischen Eingriffen der dort tätigen Architekten, die sich einen Spaß daraus

machten, die Proportionen, die Formate des Hauses zu verbessern, und so kam eine Fleißarbeit dabei heraus, die wohl niemand als der Stadt Oldenburg zugehörig erkannte haben würde.

Was Bauaufnahme wirklich bedeutet (und wie ich sie heute noch lehre), habe ich erst viel später, als Assistent bei Tschiras Nachfolger Professor Schirmer erfahren.

Das alles hat mich seinerzeit verwirrt. Bedrückend verlief das, was ich mir als Glück und Freiheit erträumt hatte, Traum oder Alptraum, ein Zerfließen des Persönlichen im anonymen Raum, und als die vier Semester Unterstufe vorbei waren, war es auch mit meiner Liebe zur Architektur vorbei; ich wollte das Studium aufgeben, was ich auch getan hätte, wenn nicht elterliches Mahnen, nicht gleich die Flinte ins Korn zu werfen, mir zu denken gegeben hätte – in der Oberstufe käme alles ganz anders, was dann ja auch so war, **und** wenn nicht (und damit spielt, wie vorhin schon angesagt, wieder Tschira in meinen Weg hinein), wenn nicht aus Freiburg (von Schulfreunden, die dort studierten) der sirenenhaft-lockende Ruf gekommen wäre, doch zu wechseln (hier flösse nicht nur der goldene Wein, sondern dementsprechend aufgeheitert auch das studentische Leben in jeder Form), was ich auch tat und dort endlich dem begegnete, was Schinkel fordert: erst erfreuen, dann belehren, dort erfuhr, daß ernstes Lernen und leichtes Leben sich nicht widersprechen, daß vielleicht das die eigentliche Grundlage eines Studiums ist, das sich nicht in verfrühter sinnlicher Absterbung verliert.

Und so hörte ich Vorlesungen querbeet durch die Fakultäten (ich verspürte keine eigentlichen Pflichten), auch Baugeschich-

te: die Baugeschichte des Mittelalters bei Ernst Adam, die mich fesselte, hörte Juristerei, war im Seziersaal, trödelte mich durch Volkswirtschaft, der Parapsychologe Bender sinnierte über die Verbiegung von Geschirr allein aus geistiger Kraft heraus (ein Phänomen, das ich gern auf mich selbst projiziert gewußt hätte, etwas nur durch Ströme im Gehirn hinzubekommen, ohne zu arbeiten), und am Ende hatte ich entdeckt, daß Architektur wohl doch das Richtige für mich sei, und so kehrte ich nach drei Semestern leichten Herzens nach Karlsruhe zurück; leichten Herzens und mit schwerem Gepäck.

Denn in Freiburg hatte ich antiquarisch (die Lehre Tschiras in der Unterstufe war offensichtlich doch nicht spurlos an mir vorübergegangen) – antiquarisch das „Handbuch der Kunstwissenschaft“ erstanden, das ich eigentlich gar nicht bezahlen konnte, aber rund 90 cm goldgeprägter Leinen-Rücken, dachte ich, bezeugen nach außen doch wohl eine gewisse geistige Haltung (eine Art Bildungslibi). Letztlich aber hatte ich die Reihe erstanden, weil mich ein Band besonders interessierte, den ich bereits in Karlsruhe durchgearbeitet hatte: „Hans Clasen: Gotische Baukunst“, empfohlen von Tschira (er ging gelegentlich durch die Institutsbibliothek, hatte vermutlich mein fragendes Gesicht gesehen und mich darauf hingewiesen), empfohlen zur Vorbereitung auf die Prüfung, und (und das war der eigentlich zündende Funke), als Rabatt bekam ich vom Antiquar zwei Bücher dazu geschenkt (daß da so ein junger Schnösel gleich das gesamte Handbuch ersteht, hatte ihn wohl ein bißchen beeindruckt – mich selbst übrigens auch), nämlich **zum einen** einen schmalen, in grünes Leinen gebundenen Band, Ar-

nold Tschira: Das Münster zu Freiburg (ein Thema, das ja zur Zeit durch die neuesten Forschungsarbeiten am Institut für Baugeschichte unter seinem Leiter Johann Josef Böker wieder höchst aktuell ist, und insofern schließt sich für mich eine Art Kreis), und dazu **zum anderen** vom Bücherstapel, besser gesagt: von einer Art Wühltisch herunter, „Otto Ernst Schweizer und seine Schüler – die Schüler zum 60. Geburtstag ihres Meisters“, und einer dieser Schüler, der auch den einführenden Text verfaßt hat, war Tschira.

Diese beiden Bücher haben mehr bewirkt als alles andere zuvor, diese beiden Bücher haben mich letztlich (neben den vielen Zufällen, die ein Leben so abwechslungsreich gestalten) an den Rand der Baugeschichte geführt, und darum vorhin: Tschira sei an meinem Schicksal schuld (oder so ähnlich), jedenfalls ein bißchen.

Tschiras „Das Münster zu Freiburg“: wie gesagt: ein kleiner Band quantitativ, ein großer Band qualitativ, mit sprechenden Bildern von Tschira selbst (nicht geknipst, sondern photographiert, was man im Zeitalter des Digitalen kaum noch kennt), und mit einem Text, der so dicht und so schön zu lesen ist, daß er mir den Wert des Münsters erst wirklich erschloß; allein der einführende Satz: „Weit und klar begrenzt ist der Landschaftsraum, in dem sich das Freiburger Münster erhebt“ – dieser Satz könnte auch bei Stifter stehen – schon dieser Beginn eröffnet die Großzügigkeit des Denkens, ein Text ohne jede hochtragende Worthülerei, ohne Anmerkungen, die zuweilen wissenschaftliche Arbeiten bis zur Ungenießbarkeit überfrachten und die (nebenbei gesagt) in ihrer Abkürzungswut oft Grenzgebiete des Abstrusen erreichen und damit als eine Art *l'art pour l'art* im Wissenschaftsabfall untergehen.

Das war das **eine** Buch, das mir das Freiburger Münster, aber eben auch Professor Tschira näher brachte, und ich begann (zaghaft zunächst) mich für seine Arbeiten zu interessieren: seine Ausführungen über die unweit Freiburg gelegene ottonische Kirche St. Cyriacus in Sulzburg und ihre Wiederherstellung, in der statt fester Bänke Stühle von Eiermann verwendet worden waren, was mir Tschira noch näher brachte, denn ich sah die Vereinbarkeit von Geschichte (das Ottonische) und gegenwärtiger Architektur; seinen Aufsatz über den sogenannten Tulla-Plan zur Vergrößerung der Stadt Karlsruhe; seine Arbeit über die Cella des Parthenon, die mir schon durch das Wort „Tastung“ im Titel auffiel und sympathisch war, weil „Tastung“ etwas Bescheidenes, zur Zurückhaltung Aufforderndes impliziert; auch die ungeliebten Säulentrommeln des Parthenon kamen zurück, die nun, in der Freiheit des Lernens, durch seinen Aufsatz „Die unfertigen Säulentrommeln auf der Akropolis von Athen“ mit den subtilen Zeichnungen lebendig wurden.

Und das andere Buch: „Otto Ernst Schweizer und seine Schüler“, in dem Tschira mit ebenso klaren und prägnanten Worten wie in seinem Freiburger Text die Bedeutung der Architektur Schweizers herausstellt; Worte, die in ihrer kristallinen Kürze das Beste sind, was ich über Schweizer gelesen habe, und wieder geriet mein Weltbild etwas aus den Fugen, denn hier befaßte sich ja ein Baugeschichtler mit gegenwärtiger Architektur, was nach der von mir so verstandenen gängigen Meinung doch eigentlich gar nicht möglich war, und dieser Baugeschichtler gewann dazu einen zweiten Preis im Wettbewerb für die Wiederherstellung der Saarbrücker Ludwigskirche (veröffent-

licht in der Zeitschrift „Architektur-Wettbewerbe 1959“, die ich mir schon deshalb gekauft hatte, weil in eben diesem Heft auch über Eiermanns Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirchen-Wettbewerbserfolg breit berichtet wurde), dieser Baugeschichtler (also Tschira) schrieb über die „Deutsche Stadt der Neuzeit“ und behandelte darin auch den Weißenhof in Stuttgart, schrieb über Gropius und Schweizer (wo doch einem seinerzeit festgefahrenen Karlsruher *On-dit* entsprechend in der Baugeschichte das Leben spätestens mit dem Klassizismus aufhört), in einer älteren Zeitung (Badische Neueste Nachrichten aus dem Jahr 1959) fand ich einen Vorschlag Tschiras zum Wiederaufbau Karlsruhes abgebildet, in dem die Karl-Friedrich-Achse vom Schloß bis zum Ettlinger Tor von jedem Verkehr befreit und die Kriegsstraße zu einem breiten Grüngürtel werden sollte, und schließlich (und das war offensichtlich das langfristig Entscheidende für mich) hatte Tschira in einer Vorlesung auf die besondere Architektur eines Gebäudes in Freiburg hingewiesen, das einen neuen Geist in die Stadt hineingetragen hätte und das sich anzusehen lohne (so jedenfalls habe ich es in meiner Vorlesungsmitschrift notiert), Otto Ernst Schweizers neues Kollegiengebäude der Universität, eine Empfehlung, die ich gehört und gleich wieder (na ja: Baugeschichte!) zum Rest des Nicht-weiter-zu-Beachtenden abgelegt hatte.

Jetzt aber, da ich in Freiburg war, alles selbst sah und selbst erlebte, zündete der Funke, brannte ein Feuer an, das bis heute – na ja: noch nicht erloschen ist. Denn es war ja nicht nur die scheinbare Leichtigkeit des Seins dort (meine etwas naive Weltflucht auf den Spielplatz des Freiburger Lebens), die den Tag bestimmten, sondern

es waren – natürlich! – die selbst auferlegten Pflichten, und es war die Architektur: die historische und die gegenwärtige: die Stadt, das Münster, die Universität (ich hoffe, daß die Universität immer noch Universität heißt und nicht auf mondäne Allerweltsformeln wie Kit, Kat, Kittekatt oder dergleichen umgestiegen ist) – die Architektur, deren Wert zu sehen und zu erkennen (ob von mir so empfunden oder nicht) mir Tschiras Auswirkungen eröffnet hatten.

Die Universität also: es gab das alte Billingsche Kollegiengebäude (etwas düster), es gab die neugotische Bibliothek (noch düsterer in den alten Teilen), es gab die Mensa – alle Bauten ziemlich dicht beieinander, aber durch Straßen getrennt; Einzelgebäude mehr oder weniger (jedes für sich im Stadtraum befestigt), es gab die unzähligen Institute über die ganze Stadt verteilt. Wollte man sich treffen, traf man sich am Eingang des Billing-Baus zwischen Aristoteles und Onassis, wie wir die beiden den Eingang flankierenden Denker spöttisch benannten. Man traf sich, ging zur Mensa, trennte sich wieder – zum Austausch kaum eine Gelegenheit, und wenn doch, dann nicht hier, sondern abends irgendwo in der Stadt.

Aber dann war eine Wende gekommen, Schweizers neues Kollegiengebäude, das eben fertig geworden war. Denn Schweizer hatte das gesehen und umgesetzt, nicht nur gesagt (wie so oft), sondern getan, was das „In-lebendigen-Gebrauch-nehmen“ einer Hochschule bedeutet, und das ist der Mensch als Maßstab (und nicht als verschiebbare Maßstabsfigur auf dem Schachbrett tiefgründig zelebrierter grauer Theorien).

Und das Ergebnis war, daß sich jetzt ein Hochschulzentrum gebildet hatte (von einem Tag auf den anderen, ohne Werbung ganz aus sich selbst heraus), der Beobachtung folgend, daß Dreck anzieht – liegt irgendwo ein Haufen Abfall, schmeißt man den seinen hinzu, und, wichtiger, daß ebenso Qualität anzieht. Und diese Qualität war gegeben (eben der von Tschira gesehene „neue Geist“) und wurde auch so empfunden, ohne daß man sich der Gründe dieser Qualität bewußt war.

Sogartig anziehend war sie trotzdem (die Qualität), denn, wie gesagt: von einem Tag auf den anderen hatte sich ein wirkliches Zentrum gebildet, weg von Aristoteles et cetera an das neue Gebäude heran, in das neue Gebäude hinein, ein urbanes Zentrum, das durch weite Räume zum Flanieren, zum Sich-Treffen, Sich-Austauschen, durch weite Räume zum Denken und Arbeiten lebt. Die Lehrstühle mit weitgehend verglasten Wänden, so daß man hineinsehen konnte und auch hinaus (und die damit das schale Gefühl, hinter einer dumpf zuschlagenden Tür einer wie auch immer gearteten Obrigkeit ausgeliefert zu sein, gar nicht erst aufkommen ließen), mit dem Auditorium maximum von respekteinflößender Größe und Würde, die aber nicht beklemmend war, kleineren Hörsälen, einer Präsenzbibliothek (offen zur großen Halle, in der die aktuellen Zeitungen auslagen) – eine „geniale Raumverschwendung“, wie es in der Presse hieß, Räume, die von allen spontan angenommen und in, wie gesagt, in lebendigen Gebrauch genommen wurden, einschließlich (und besonders) dem Studentencafé oben auf dem Dach mit einer umlaufenden, wettergeschützten Terrasse, auf der man, über die Stadt hinweg in die Ferne blickend, seinen Gedanken

nachhängen konnte; **konnte**, denn heute hat ein Irgendwer ein schnödes Aktenlager daraus gemacht (und die Präsenzbibliothek hat einer gehobenen Würstchenbude weichen müssen – auch ein Ausdruck unserer anschwellenden Kultur).

Das also habe ich gelernt zu sehen; und daß ich das gelernt habe, habe ich (nicht nur, aber auch) Tschira zu verdanken, gesehen habe, daß es also nicht die vollendete, die lupenreine, scheinbar aus dem Nichts entstandene Reißbrettarchitektur ausmacht (so schön und edel sie auch aussehen mag), sondern daß es wesentlich die Maßstabsfrage ist, der vielbesungene Mensch als das Maß aller Dinge; und dieses Maß wird genommen auf dem Fundament, aus der Kenntnis der Tradition, so, wie auch die stadträumliche Position des Schweizer-Baus, seine aufstrebenden Pfeiler, das Material Sandstein nicht ohne die Kenntnis des mittelalterlichen Stadtsystems, nicht ohne Kenntnis der Architektur des nahen Münsters hätten so erdacht werden können.

Aus dem Nichts entsteht auch nichts; aus der hohlen Hand kann auch nur Hohles

kommen – will sagen: ohne das Bewußtsein auf die Tradition (bezogen auf die Architektur: ohne Bewußtsein auf die Baugeschichte) entsteht nichts von Wert, kann nichts von Wert entstehen, gleich einem Baum, den man pflanzt und ihm vorher die Wurzeln abschneidet – da wartet man auf das Grün im nächsten Frühling vermutlich vergebens.

Als junger Student habe ich Tschira nicht verstanden, als älterer Student (nach der Freiburger Episode) ein bißchen; jetzt (als alter Knabe), denke ich, verstehe ich ihn schon. Vielleicht hätte ich ihn gleich verstanden, wenn ich seine Definition des Lehrstuhls für Baugeschichte gelesen und aufgenommen hätte: „Aufgabe des Lehrstuhls für Baugeschichte ist es“, schreibt Tschira, „den werdenden Architekten die großen Zusammenhänge zwischen den Denkformen und dem architektonischen Schaffen einer Epoche zu vermitteln“.

Was will man denn mehr?

Das war's.

Personenregister

Behles, Josef	51
Bialek, Paul	36
Billing, Hermann	10
Böhringer, Erich	29
Brödner, Erika	39
Caesar, Karl	10
Deichmann, Friedrich Wilhelm	7, 15, 16, 18, 29, 33, 34 35, 36, 38, 40
Dörpfeld, Wilhelm	14, 43
Dragendorff, Hans	10
Durm, Josef	11
Ehrenberg, Kurt	55, 56, 58, 60
Eiermann, Egon	16, 28, 69, 70, 74
Elia, Olga	29
Faber, Andrea	17, 18, 31
Fischer, Christian Theodor	57, 58
Frommel, Wilhelm	57, 58
George, Stefan	15
von Gerkan, Armin	12, 14, 15, 18, 23, 29, 31, 33
Göricke, Joachim	9
Goette, Hans Rupprecht	20
Gross, Walter Hatto	15
Grossman, Peter	36, 38
Günter, Roland	40
Hoffmann, Adolf	11, 17, 18, 31, 37
Karl, Großherzog	58, 60, 63, 64
Karl Friedrich, Großherzog	58
Knittel, Eberhard	56
Kolbe, Walther	12, 13, 14
Koldewey, Robert	43
Korres, Manolis	13
Krautheimer, Richard	34
Krencker, Daniel	39
Krischen, Fritz	11, 18
Lacroix, Emil	12, 25

Lankheit, Klaus	17, 26, 69, 70, 72
Laeuger, Max	10
Leiber, Gottfried	61
Leistikow, Dankwart	44
Leonards, Lothar	44
Linde, Horst	23
Lindenlauf, Astrid	13
Lischer, Wolfgang	38
Loren, Sofia	27, 28
Ludwig, Großherzog	61, 63, 64
Luschey, Heinz	15
Maiuri, Amadeo	29
Marzolff, Peter	28, 36, 52
Müller, Wilhelm Jeremias	36, 52
Müller-Wiener, Wolfgang	26
Ohr, Karlfriedrich	9, 11, 16, 29, 30, 38, 41
Ostendorf, Friedrich	11
van Oyen-Tschira, Gundula	28
Pernice, Erich	15, 18
Pfaff, Hildegard	70
Raabe, Horst	9, 40
Rakob, Friedrich	13, 28, 29, 31, 36, 40
Rasch, Jürgen J.	16, 18
Riegl, Alois	33
Schäfer, Carl	11
Schede, Martin	12, 14, 15, 18
Schefold, Karl	15
Schenck, Max	26
Schiller, Alexander	36
Schirmer, Wulf	9, 11, 31, 72
von Schöfer, René	18, 23
Schrickel, Johann Friedrich Andreas	60
Schweizer, Otto Ernst	10, 14, 33, 73
von Sensburg, Ernst Philipp	63
Sinos, Stefan	9
von Stauffenberg, Klaus	15
Stettler, Michael	7, 15, 16, 18, 33, 34, 35, 38
Sulze, Heinrich	18
von Sybel, Ludwig	33
von Teuffel, Gisbert	10
Tulla, Johann Gottfried	55, 56, 60, 61, 64, 65

Valdenaire, Arthur	56, 60
Vilmar, Gernot	9, 31
Wagner, August	64
Weickert, Carl	23
Weinbrenner, Friedrich	28, 56, 57, 60, 61, 63, 64, 65, 68
Weighart, Hans	36
Weitzmann, Kurt	34
Wiegand, Theodor	11
Württemberg, Franzsepp	26, 72
Wulzinger, Karl	7, 8, 10, 11, 12, 14, 17, 23, 50, 60
Zander, Frank	36
Zinke, Gertrud	26

Ortsregister

Arnulfsau/Elsaß	49
Athen	
– Akropolis	12, 13, 14, 26, 27, 74
– DAI	14, 16, 18
– Theseion	9
– Vor-Parthenon	12, 27
Baden-Baden	49, 60
Badenweiler	60
Beiertheim	55
Bornègre, röm. Wasserleitung	19, 20, 21
Burgheim, Pfarrk. St. Peter	44
Esslingen, St. Martin	48
Ettlingen, St. Martin	8, 10, 50
Frankfurt, Röm.-Ger. Kommission	29
Frauen-Chiemsee	
– Klosterkirche und Torhalle	51
Freiburg/Breisgau	10, 16, 23
– Alte Universität	24, 69
– Münster	47, 73, 74
Gengenbach, Klosterkirche	29
Gernsbach	60
Gündlingen, Salzhof	10
Karlsruhe	
– Bebauung	56, 64
– Erholungsgrün	56, 65
– Freizeitanlagen	56
– Garten des Großherzogs Ludwig	61
– Hafen vor dem Ettlinger Tor	56
– Kanalbauten	56, 60, 61, 63
– Kloster Gottesau	47
– Markt vor dem Ettlinger Tor	56
– Modellfassaden	56
– Palmenhäuschen	61, 63, 64
– Stadtbauplan, Erweiter. A, B, C	56, 57

– Stadtgrenze	56, 63, 64
– Stadtgrundriß, geometr. Schema	56, 64
– Stadttore	56, 57, 61, 63
– Stadtvergrößerung, Planung	55-58, 60-65
– Straßen	55, 56, 58, 63, 64
– Wald.	60, 61, 63
Kephissia, röm. Kammergrab	20, 22, 23
Lahr	43, 44, 45, 60
Lahr-Burgheim, St. Peter	45
Lauringen, Stadtkirche St. Martin	37
Nîmes, röm. Wasserleitung	19, 20
Nocera Superiore, S. Maria Maggiore	16, 34
Orangerie und Glashaus	34
Ostia, sog. Pantheon	36
Palestrina, röm. Villa, Oktogon	36
Pforzheim	25, 60
Poststraße nach Ettlingen	61, 63
Pompeji	
– Basilika	30
– Casa del Fauno	2, 15, 17, 18, 23, 24, 26, 28, 30, 31
Reichenau Oberzell	45
Ravenna, S. Vitale	40
Rom	
– Caracallathermen	39
– DAI	7, 14, 17, 29, 34
– spätantike Zentralbauten	7, 26, 33
– Helena-Mausoleum	34, 35, 36, 37, 39, 40, 41
– Maxentius-Mausoleum	36, 37, 41
– sog. Minerva Medica	35, 38
– S. Costanza	34, 35, 41
– SS. Marcellinus und Petrus	36, 38, 40
– Via Appia, Torraccio del Palombaro	36
– Via Appia, S. Sebastiano	35
– Via Praenestina, Tor de' Schiavi	36, 37, 40, 41
– Via Praenestina, Villa dei Gordiani	36
Saarbrücken, Ludwigskirche	29
Schwarzach, SS. Peter und Paul	9, 10, 28, 29, 48, 52
Speyer, Altpörtel	51
Steinbach/Odenwald	46
Straßburg	44, 49, 51
Sulzburg, St. Cyriak	8, 45, 46, 49

Tivoli

- Tempio della Tosse. 34, 41
- Villa Hadriana, Piazza d'Oro. 37, 40

Trier

- Palastaula (Basilika) 40
- Basilika - Kommission 28

Autoren und Herausgeber

Prof. Dr. Johann Josef Böker
Institut für Kunst- und Baugeschichte KIT
Fachbereich Baugeschichte
Engler-Str. 7
76131 Karlsruhe

Prof. Dr.-Ing. Immo Boyken
Haydn-Str. 6
78 464 Konstanz

Prof. Dr.-Ing. Adolf Hoffmann
Reifträgerweg 6
14 129 Berlin

Dr.-Ing. Gottfried Leiber
Stadtoberbaudirektor i.R.
Leibniz-Str. 5
76 137 Karlsruhe

Dr.-Ing. Peter Marzolff
Jaspers-Str. 33
69 129 Heidelberg

Dr.-Ing. Karlfriedrich Ohr
Donnersbergweg 15
76 187 Karlsruhe

Prof. Dr.-Ing. Jürgen J. Rasch
Karlsruhe
verstorben am 26. Jan. 2015

Materialien zu Bauforschung und Baugeschichte

- Bd. 1:** Kleine Beiträge zur Geschichte von Baukonstruktion und Bautechnik. Karlsruhe 1990
- Bd. 2:** **Klaus Rheidt, Ulrike Wulf**
Die Matthias-Kapelle auf der Oberburg bei Kobern. Karlsruhe 1991
Michael Borrmann
Evangelische Friedenskirchen in Jauer und Schweidnitz. Karlsruhe 1991
- Bd. 3:** **Michael Borrmann**
Historische Pfahlgründungen. Kleine Beiträge zur Geschichte von Baukonstruktion und Bautechnik. Karlsruhe 1992
- Bd. 4:** **Sergej G. Fedorov**
Der badische Ingenieur Wilhelm von Traitteur als Architekt russischer Eisenkonstruktionen. Karlsruhe 1994
- Bd. 5:** **Carl Helmuth Bohtz**
Das Rittergut Schmagorei in der ehemaligen Provinz Brandenburg. Orts- und familiengeschichtliche Notizen. Karlsruhe 1995
- Bd. 6:** **Rafał Czermer, Lasota Czesław**
Der Rathauskomplex von Brieg im Mittelalter; und zwei weitere Beiträge. Karlsruhe 1996
- Bd. 7:** **Gerhard Kabierske**
Der Architekt Hermann Billing (1867–1946). Leben und Werk. Karlsruhe 1996
- Bd. 8:** **Abu Sayeed Mostaque Ahmed**
The Choṭo Sonā Mosque in Gaur. An Example of Early Islamic Architecture of Bengal. Karlsruhe 1997
- Bd. 9:** **Catharine Hof**
Holzkirchen in Schlesien: Untersuchungen an Holzkonstruktionen des 16. bis 18. Jahrhunderts in der Woiwodschaft Waldenburg. Karlsruhe 1999
- Bd. 10:** **Werner Wolf-Holzäpfel**
Der Architekt Max Meckel (1847–1910). Studium zur Architektur und zum Kirchenbau des Historismus in Deutschland. Lindenberg 2000
- Bd. 11:** **Martin Bachmann**
Die Karlsburg. Spuren der Residenzanlage im Durlacher Stadtgefüge. Karlsruhe 2000
- Bd. 12:** **Martin Bachmann**
Der barocke Wiederaufbau. Bauhistorische Untersuchungen in der Durlacher Altstadt. Karlsruhe 2002

- Bd. 13: Christoph Uricher**
Görlitzer Hallenhäuser. Untersuchungen zur Entwicklung eines Haustyps.
Karlsruhe 2002
- Bd. 14: Lutz Beckmann, Klaus Bingenheimer**
Das ‚Tempelhaus‘ in Erbach/Odenwald. Karlsruhe 2004
- Bd. 15: Bettina Häfner**
Die konstruktive Entwicklung im frühen Spinnereibau Schlesiens. Karlsruhe 2005
- Bd. 16: Julian Hanschke**
Oppenheim am Rhein: Baugeschichte, Baudenkmäler, Stadtgestalt. Karlsruhe 2010

Sonderband:

Heinrich Karl Keyssner

Baustelle Giza. Kritische Untersuchung zum Bau der Cheopspyramide. Karlsruhe 2008

Die Bände 1-16 sind direkt über das Institut Kunst- und Baugeschichte,
Fachgebiet Baugeschichte, unter <http://bg.ikb.kit.edu/580.php> bestellbar.

Ab 2011 erscheinen die Materialien zu Bauforschung und Baugeschichte
des Instituts Kunst- und Baugeschichte, Fachgebiet Baugeschichte, bei
KIT Scientific Publishing (ISSN 0940-578X).

Die Bände sind unter www.ksp.kit.edu als PDF frei verfügbar oder als
Druckausgabe bestellbar.

- Bd. 17: Claudia Elbert**
Claus Köpcke 1831–1911. Biographie eines Ingenieurs. Karlsruhe 2011
ISBN 978-3-86644-758-5
- Bd. 18: Christiane Weber**
Fritz Leonhardt: „Leichtbau – eine Forderung unserer Zeit.
Anregungen für den Hoch- und Brückenbau“. Karlsruhe 2012
ISBN 978-3-86644-781-3
- Bd. 19: Wolfgang Werner**
Der Architekt Heinrich Müller und die Bayrische Postbauschule in der Pfalz.
Karlsruhe 2012
ISBN 978-3-86644-790-5
- Bd. 20: Ulrich Fellmeth, Jürgen Krüger, Karlfriedrich Ohr, Jürgen J. Rasch (Hrsg.)**
Wirtschaftsbauten in der antiken Stadt.
Internationales Kolloquium 16. – 17. November 2012 Karlsruhe. Karlsruhe 2016
ISBN 978-3-7315-0540-2

Bd. 21: Erhan Bıçakçı

Çayönü Tepesi: Untersuchungen zu den Bauten und Siedlungsmustern der akeramisch-neolithischen Subphasen 5 und 6. Karlsruhe 2001

Bd. 22: Martina Sicker-Akman

Çayönü Tepesi: Untersuchungen zu den sogenannten Grillplanbauten der akeramisch-neolithischen Subphase 2. Karlsruhe 2007

Die Bände 21-22 sind direkt über das Institut Kunst- und Baugeschichte, Fachgebiet Baugeschichte, unter <http://bg.ikb.kit.edu/580.php> bestellbar.

Bd. 23: Johann Josef Böker und Karlfriedrich Ohr (Hrsg.)

Der Bauforscher Arnold Tschira (1910 – 1969):

Gedenkschrift seiner Schüler zum 100. Geburtstag. Karlsruhe 2017

ISBN 978-3-7315-0656-0

Der Bauforscher Arnold Tschira hat nach dem zweiten Weltkrieg nahezu zwei Jahrzehnte lang Architekturstudenten gelehrt, ihr künftiges Tätigkeitsfeld als historisch geprägte Umwelt zu verstehen. Seine Studium generale-Vorlesungen besuchten Studierende anderer Fakultäten ebenso wie eine interessierte Zuhörerschaft von außerhalb der Hochschule. Als Vertreter seines Faches bei der Zentralkommission des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI) hat er in der Nachfolge von Robert Koldewey und Armin von Gerkan die Bauforschung der Antike wesentlich mitgeprägt. Als Direktor des Instituts für Baugeschichte an der Fakultät für Architektur der Universität Karlsruhe (TH) galt seine Forschungstätigkeit neben der Antike der Baukunst des Mittelalters in Baden und dem Klassizismus Friedrich Weinbrenners, der im Jahre 1800 die erste Bauschule in Baden gegründet hatte, aus der später die Technische Hochschule Karlsruhe und schließlich das heutige Lehr- und Forschungszentrum KIT hervorgehen sollten.

Die Gedenkschrift für Arnold Tschira, mit der ehemalige Schüler und Mitarbeiter seines Instituts seinen Werdegang und seine Tätigkeitsfelder nachzeichnen, stellt ein Stück Forschungsgeschichte dar, die auf dem Feld der Baugeschichte in Karlsruhe auf eine eindrucksvolle Tradition zurückblicken kann.



ISSN 0940-578X
ISBN 978-3-7315-0656-0

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier